P. o. germ. 1940 f/2 Hoefer

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

27061

In der Irre.

Zweiter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu haben sind:

Lewald, Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. I. Abth: Der Freiherr. 3 Bände. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Lewald, Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. II. Abth.: Der Emporkömmling. 5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Maltitz, A. von, Altadelige Haus- Hof- und Familien-Geschichten. Erste zweite und dritte Abtheilung à 4 Bände. Geh. à 5 Thlr.

Erste Abth.: Die von Bahsel.

Zweite Abth: Das gräfliche Haus Rottorff.

Dritte Abth.: Der Hof von Dalwitz und seine Leute.

Möllhausen, Balduin, Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. 2 Abtheil. in 4 Bänden. Geh. 6 Thlr.

Müller, Otto, Der Wildpfarrer. Roman. Geh. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Ouida, Strathmore. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Pasqué, Ernst, Die Komödianten-Ehre. Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Geh. 3 Thlr

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert 3. Aufl. In eleg. illustr. Umschlag. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schmid, Herman Friedel und Oswald. Roman aus der Tiroler Geschichte. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, David Waldner. Roman. Aus dem Schwedischen. 3 Bde. Geh 3 Thlr.

In der Irre.

Roman in vier Büchern

von

Edmund Hoefer.

Zweiter Band.

Landauer'sche Bibliothek Schöppingen

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweites Buch.

Neue Herren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Elftes Capitel.

Neue Erſcheinungen und alte Freunde, Natürlichkeiten und Täuſchungen.

Am Mittag des Sterbetags und noch während des Trauergeläuts waren auf Befehl des Prinzen Arthur die Truppen verſammelt worden und hatten dem Herzog Auguſt Wilhelm ſchwören müſſen. Vom gleichen Tage auch war das Patent datirt, durch welches der Prinz den Regierungsantritt ſeines Verwandten verkündete und während der Abweſenheit deſſelben die Regierung übernahm. Von den —ſchen Anſprüchen verlautete nicht eine Silbe, gleichviel, ob man dort nur überraſcht worden oder zu Gunſten des „Degenbergers" von ſeinen Anſprüchen wirklich zurückgetreten war.

Dann gingen etwa acht Tage hin, wo alles ſtill und im alten Gange blieb, und darauf erfuhr man

mit einemmal, daß das Fürſtenpaar, dem jetzt das Geſchick des Ländchens anvertraut war, am vorigen Abend im Schloſſe erſchienen ſei. Niemand hatte ſie erwartet, kein Menſch hatte auf die beiden vierſpännigen Extraposten geachtet, die in polizeiwidrigem Trabe durch die Marienſtraße und, bevor der Poſten es hindern konnte, auf den Schloßhof, vor das große Portal fuhren. Nur der Portier hatte ſie empfangen.

„Ich bin der Herzog," ſagte der große Mann, der ohne Hülfe eines Dieners den Schlag öffnete und herausſprang, darauf ebenſo ſchlicht ſeiner Gemahlin die Hand zum Ausſteigen bietend.

Einige Tage vorher war eine Art Kammerfourier vom Degenberg gekommen, um über die Einrichtung der Wohnung für die neue Herrſchaft zu wachen. Er war glücklicherweiſe daheim und hatte obendrein grade Beſuch von Herrn von Reigenbach, ſo daß die Schloßdienerſchaft überzeugt werden konnte, ſie ſei durch die Anlangenden nicht myſtificirt worden — kannte ja doch niemand das Fürſtenpaar von Angeſicht! — Man ſorgte dafür, daß die Herrſchaften nach ihrer Reiſe ſo viel Ruhe und Behagen fanden, wie man in der Eile zu ſchaffen vermochte. Man beſchickte den Prinzen Arthur, der aber auch heut,

wie faſt alltäglich Mittags nach ſeiner Beſitzung Hindenburg hinübergefahren war; man berief ein paar von den alten Hofleuten des verſtorbenen Herrn — allein es war dennoch gut, daß die Ankömmlinge ſich bald zur Ruhe verfügten, denn es war noch nichts in Ordnung.

Am folgenden Morgen ließ der Herzog ſich die „Spitzen der Behörden" und wer ſonſt dazu berechtigt war, vorſtellen, arbeitete ein paar Stunden mit dem Prinzen Arthur und dem Staatsminiſter, machte mit ſeiner Gemahlin einen Beſuch bei der uralten Herzogin Friederike Amalie, und Nachmittags ſiedelten die Herrſchaften nach dem nahen kleinen Luſtſchloß Deſirade über. Das Stadtſchloß bedurfte großer Veränderungen; um wohnlich zu werden. Herzog Friedrich hatte ſelbſt für ſeine eigene Wohnung ſeit langen Jahren nichts mehr gethan.

In Deſirade erſt empfing der Fürſt die ſtädtiſchen Behörden und die Abgeordneten der Bürgerſchaft. Er äußerte ſich kurz und ſtraff, aber wohlwollend, — man merkt' es, daß er keine überflüſſigen Worte liebte. Wer fortan mit ihm in Berührung kam, erfuhr Aehnliches und bracht' es gern in weitere Kreiſe, wo die Anhänger der neuen Regierung

denn bald immer lauter zu triumphiren begannen und selbst die Gegner und die Mißtrauischen zugestehen mußten, daß bisher nichts geschah, mit dem man nicht, vollends nach dem schließlichen Mißregiment des Alten, im Grunde völlig hätte zufrieden sein können. Man hörte von keiner nennenswerthen Veränderung und Neuerung, die Chargen behielten ihre Stellen, die Beamten blieben in ihren Aemtern — nur der alte Kabinetsrath des Herzogs Friedrich trat in den wohlverdienten Ruhestand, den man ihm auch sonst gönnte, denn Freunde hatte er nicht. Natürlich brauchte der neue Fürst für diesen Posten einen vertrauten und bereits ihm bekannten Mann.

Auch neue Ernennungen gab es nicht, nur daß mehrere von denjenigen, welche in der letzten Zeit so oder so aus ihren Stellen entfernt worden waren, in dieselben wieder eingesetzt wurden und dies bei dem Baron von Reigenbach mit der Beförderung zum Vicepräsidenten des Kammercollegiums geschah. Auch darüber ließ sich im Grunde kaum klagen. Seine Collegen gaben dem Baron das Zeugniß, daß er, abgesehen von seinem, manchem nicht behaglichen Wesen, seiner Stelle als Arbeiter gewachsen sei, und daß er bisher von dem hochseligen Herrn mehrfach

zurückgesetzt und mit mehr als einem Zeichen einer fast willkürlich erscheinenden Ungnade bedacht worden, wußte jedermann.

Auch was man sonst von dem neuen Herrn sah und hörte, mußte beruhigen. Von seiner Kränklichkeit spürte man nichts, wenn sein Aussehen auch kein rüstiges: er kam jeden Morgen von Desirade in die Residenz, bald zu Pferd, mit einem Reitknecht hinter sich, bald im Wagen, der stets niedergeschlagen war, ganz einfach, zweispännig, meist ohne Begleiter, im schlichten dunklen Uniformsrock und ohne Mantel. Die Grüße der Begegnenden erwiderte er kurz, aber nicht unfreundlich; die Wache mußte begreiflicherweise in's Gewehr treten, allein im Uebrigen zeigte er eine entschiedene Abneigung gegen alles, was über den schicklichen Respect prunkhaft hinausging. Gegen seine nähere Umgebung war er auch wieder kurz aber freundlich, bei Geschäften offenbarte er Ausdauer und rasche Auffassung, Klarheit und Entschiedenheit. Ueber das Regiment seines Vorgängers endlich duldete er keine herabsetzende Bemerkung und hatte sich auf das ungnädigste geäußert, wo er etwas erfuhr, das zu der angeordneten Landestrauer nicht zu stimmen schien. Die Herzogin Friederike Amalie

— man hieß ſie nur die Herzogin-Mutter, da ſie allerdings die Stiefmutter des verſtorbenen alten Herrn geweſen, — hatte ſich längſt nicht mehr ſo vieler Aufmerkſamkeiten von Seiten des Hofes und ihrer Verwandten zu erfreuen gehabt, wie jetzt.

Was aber, wo man davon erfuhr, am meiſten beruhigte und erfreute, war die Aeußerung, die der Herzog gegen die ihm vorgeſtellten Offiziere gethan haben ſollte: er ſei die längſte Zeit ſeines Lebens und mit Leib und Seele Soldat geweſen, habe aber niemals vergeſſen, daß des Soldaten Ehre und ſein Vorzug vor den anderen Ständen nur im Schutz ſeiner Mitbürger und in der Vertheidigung der gemeinſamen Heimat begründet ſei. Er, der Herzog, freue ſich des guten Einvernehmens zwiſchen Militär und Civil, wie er es hier getroffen habe.

Das Herzogliche Paar lebte in Deſirade ſo zurückgezogen, daß von einer „Hofhaltung" dabei gar nicht zu ſprechen war, und ſo ſtill, daß man im Lande noch gar nicht überall von der Ankunft des neuen Herrn und ſeinem Aufenthaltsort erfahren hatte. Die Herzogin kannte man überhaupt kaum vom Anſehen; ſie hatte ſich noch niemand vorſtellen laſſen und den Weg vom Luſtſchloß zur Stadt ſtets

im verſchloſſenen Wagen zurückgelegt. Wenn die Einrichtung der Schloßwohnung vollendet ſei, hatte der Herzog der Stadtbehörde erklärt, wolle er bei der Ueberſiedlung der Bürgerſchaft einen ſolennen Empfang nicht verwehren. Eine vor allem herzliche Aufnahme werde ihn und ſeine Gemahlin freuen.

Dieſer Umzug, wußte man, mußte etwa zugleich mit dem Ende der ſechswöchentlichen Landestrauer eintreten, und ſtand nahe bevor. Die Arbeiten im Schloß gingen raſch vorwärts, und auch hier erhielt man wieder eine Art von Troſt, indem von dem gefürchteten Aufwande und Prunk nirgends mehr ſichtbar wurde, als jeder Vernünftige angemeſſen und zeitgemäß fand. Ueberall regte ſich eine Art Befriedigung und wachſendes Vertrauen zur Zukunft, und die ſorgenvollen Mienen verſchwanden immer mehr.

Und heiter ſah auch das junge Mädchen aus, das am heutigen Nachmittage, zur behaglichen Kaffeeſtunde, die alten Freunde in der Marienſtraße aufſuchte — oder war es nur die Freude, die ſo lange Entbehrten wieder zu ſehen, und das Bewußtſein, daß ſie bei ihnen der gleichen Freude begegnen werde?

Darin hatte ſie ſich nicht getäuſcht. Frau Eliſabeth ſprang, da der Ankömmling ſich in der Thür zeigte, mit faſt jugendlicher Beweglichkeit vom Sopha auf und kam hinter dem runden Tiſch hervor. „Mein Herzenskind — biſt du's wirklich?“ rief ſie den Beſuch trotz des feuchten Mantels, denn es regnete und ſchneite draußen wild durcheinander — herzlich umarmend und küſſend. „Iſt's ganz gewiß? Dachten ſchon, du kämeſt gar nicht wieder, und der Alte iſt ganz melancholiſch geworden, du Böſe! Muß ihn nur gleich rufen laſſen.“

„Ach Großmama, ich freue mich auch ſo ſehr! Ich hab' ſolche Sehnſucht nach euch allen gehabt, ordentlich Heimweh, ſag' ich dir. Und wäre das Wetter nicht ſo ſehr ſchlecht und der Weg ſo grauenhaft geweſen, ſo hättet ihr mich ſchon vor acht Tagen gehabt.“

„War's heut beſſer?“ fragte die Matrone ſcherzend und mit einem Blick gegen das Fenſter, während Hermine Mantel und Hut ablegte. „Du biſt doch heut gekommen?“

„Ja, grade zum Mittagseſſen, aber geſtern ſchon ausgefahren — denke dir, wir mußten in Lohenheim zur Nacht bleiben! Es war grauſig, ſag' ich dir!

Und heut Morgen ſind wir ſchon um ſieben Uhr fort und doch erſt um Eins hier! Ich habe mich halb todt geängſtigt.“

„In Lohenheim — na, da werdet ihr euch auch nicht erholt haben,“ ſagte Frau Eliſabeth kopfſchüttelnd. „Ich bin nicht anſpruchsvoll, aber einen armſeligern Gaſthof —“

„O Großmama, da ſchlief und frühſtückte ich nur,“ fiel Hermine lachend ein. „Mein Abend bei Tante Lucretia war — erholungsreich freilich nicht, aber dafür deſto unterhaltender.“

„Bei Lucretia? Was du ſagſt! Biſt du denn nicht mit der Gräfin gekommen?“

„Nein, mit Fräulein Meerbach, ihrer Geſellſchafterin; die hat dort Verwandte, und ich freute mich daher ſehr, gleichfalls für den Abend placirt zu ſein. Tante Lucretia war ganz charmant, ſag' ich dir; ich bin gar nicht aus dem Lachen herausgekommen, und ſie hat's nicht einmal übel genommen.“

Die alte Frau lächelte, machte jedoch keine Bemerkung über das Gehörte, ſondern ſagte nur nach einer Weile: „nun komm, Kind. Eine Taſſe Kaffee wird dir ſchmecken, denn wenn du ſo unerwartet gekommen biſt — dein Vater wußte geſtern noch nichts

davon —, ſo wird's um die Soldatenküche mager beſtellt geweſen ſein."

„O, Papa läßt ſich nichts abgehen — er extravagirt, wenn ich nicht daheim! Ich hab's ihm auch geſagt," meinte das junge Mädchen lachend. —

Als Hermine vorhin eingetreten war, hatte ſie wohl bemerkt, daß neben der Commerzienräthin eine ihr nicht bekannte Dame den zweiten Sophaplatz inne hatte und ſich auch zugleich mit jener erhob. Dann aber hatte die herzliche Begrüßung mit der „Großmama" und das raſche Geſpräch ſie ſo völlig in Anſpruch genommen, daß ſie erſt nun, da ſie zum Tiſch traten, zur wirklichen Begrüßung der Fremden gelangte.

Dieſe war von neuem aufgeſtanden und erwiderte freundlich die Verbeugung des jungen Mädchens, indem ſie zugleich die ganze Erſcheinung deſſelben mit einem Blick muſterte, den man faſt hätte unbeſcheiden nennen können, wäre in den großen grauen Augen nicht eben auch ein ſolcher Ausdruck von Klugheit und, um das mildeſte Wort zu wählen, Schlauheit bemerkbar geworden, daß man dabei die augenblicklich vorherrſchende Neugier kaum beachten mochte. Es war ein auffälliges Geſicht, denn auch in ſeinen

Zügen prägte ſich der genannte Ausdruck in großer Schärfe aus, während die kleinen Falten um den Mund zugleich anzudeuten ſchienen, daß die Dame lieber die Schwächen als die Vorzüge ihrer Mitmenſchen zu beurtheilen pflege. Das Allerauffälligſte aber war die totale Veränderung, die ſchon im nächſten Moment der einfache Augenniederſchlag hervorbrachte: es war nur noch das Geſicht einer erfahrenen, zugleich aber auch gutmüthigen, wohlconſervirten Frau von vielleicht vierzig Jahren; ſelbſt um den Mund zeigte ſich bei weitem mehr Milde.

Sie hatte ihre Handſchuh aus dem Pompadour genommen und zog dieſelben an, ohne ſich wieder zu ſetzen.

„Wollen Sie ſchon aufbrechen, Thereſe?“ fragte Frau Eliſabeth gutmüthig. „Daß ich hier meiner Kleinen entgegenlief, müſſen Sie mir ſchon zu gut halten. Hermine war faſt ſechs Wochen fort, bei ihren Verwandten auf Burg Ehben, und eine ſolche lange Trennung —“

„Bitte, bitte, liebe Commerzienräthin, machen Sie doch nicht ſo viel Worte um nichts!“ fiel die Fremde auf das freundlichſte ein, und ihr Geſicht behielt auch nun, da ſie wieder aufblickte, den Ausdruck

des Wohlwollens. „Ich hörte dem gnädigen Fräulein gar gern ein wenig zu, aber — meine Zeit ist um! Bis sechs Uhr muß ich wieder draußen sein und habe vorher noch einige Commissionen. Bald werde ich häufiger kommen und länger bleiben können. Bitte, theure Frau, bemühen Sie sich doch nicht! Ich empfehle mich Ihnen, mein gnädiges Fräulein.“ —

„Wer um des Himmelswillen war denn das?“ fragte Hermine die von der Begleitung der Fremden zurückkehrende alte Frau. „Gott bewahre, Großmama, wie die mich zuerst ausforschte! Und nun kennt sie mich noch gar, wie es scheint.“

„Eh!“ machte Frau Elisabeth sichtbar ein wenig verdrießlich; „hab' ich's doch wieder vergessen, euch einander zu nennen! Das nimmt die mir nun ganz sicher übel, und sie ist immerhin eine, von der das manchem nicht gleichgültig sein möchte. Therese Herzog heißt sie,“ fuhr die Matrone fort, „ein Stadtkind, ihre Eltern wohnten drüben, wo jetzt der Narr, der Sparmann, das Haus hat — der Vater war auch Buchbinder; brave Leute, die aber im großen Kriege verarmten und hernach beide an der Seuche starben. Die Therese ging später mit einer Herr-

ſchaft als Kammerjungfer fort, und ich habe nichts mehr von ihr gehört, bis ſie vor vierzehn Tagen mit einemmal wieder auftrat — als erſte Kammerfrau unſerer neuen Herzogin, — mag Gott wiſſen, wie ſie zu der Stellung kam, ſie war bei der Fürſtin ſchon vor ihrer Verheirathung. Ein kluges Ding iſt ſie immer geweſen," ſchloß die Hausfrau, „und gelernt hat ſie auch was. Die Eltern wandten viel an ſie. Und daß ſie inzwiſchen nicht dummer geworden, ſieht man ihr freilich, wie du ſagſt, an den Augen an. Hab' ſie ſchon ein paarmal ſo aufgucken ſehen, daß ich mir im Stillen dachte, vor der müſſe man auf ſeiner Hut ſein. Aber ſie iſt doch auch wieder gut. Denn was käme ſie ſonſt zu mir, der alten Frau?"

„Alſo die Kammerfrau der Herzogin!" ſagte Hermine voll Intereſſe. „Und die Herrſchaften ſind wirklich ſchon ſeit Wochen da und ſo ſtill in dem alten einſamen Deſirade? Wir wollten's gar nicht glauben, als Comteß Blanche ihrem Bruder von der plötzlichen Ankunft ſchrieb — das war wohl eine ſchöne Ueberraſchung, Großmama? So mit einemmal da und bei Nacht und Nebel —"

Frau Eliſabeth zuckte lächelnd die Achſeln. „Ja,

ſo ſoll's in der Stadt geweſen ſein. Wir, weißt du wohl, Herze, laſſen uns von dergleichen nicht leicht mehr aus der Ruhe bringen. Und zudem ſind die Herrſchaften ja auch ſo ſtill draußen, daß man kaum von ihnen hört."

„Ja, denke dir, Großmama, Gräfin Blanche ſchrieb, daß Sereniſſimus ihrem Gemahl erklärt habe, er wolle bis zur Huldigung eine Art Incognito bewahren und die Muße bis dahin benützen, ſich in alle Geſchäfte einzuarbeiten. Hellenbergs kommen daher auch dann erſt hieher — die Herrſchaften empfangen vorher niemand. Findeſt du das nicht faſt ein wenig gar zu ſtreng?"

„Sieh, ſieh, meine Kleine iſt ja eine ganze Hofdame geworden!" meinte Frau Eliſabeth gutmüthig ſcherzend. „Hab' ich's doch im Leben noch nicht gehört, daß du dich ſo lebhaft für dergleichen Affairen intereſſirſt."

„Ei Großmama, das iſt doch wohl ſehr natürlich," lautete die muntere Antwort. „Wir haben ja, ſo lange ich zu denken weiß, hier gar kein rechtes Hofleben gehabt. Da bin ich neugierig auf das Kommende, wenn ich ſelber mir auch nur davon werde erzählen laſſen dürfen. Wir haben natürlich auf

Burg Eyben viel davon geplaudert — Hellenbergs sind den Herrschaften schon bekannt. Die Herzogin ist eine sehr stolze, aber auch lebensfrohe und, wenn sie will, durch Güte und Liebenswürdigkeit bezaubernde Dame. Wie die wohl diese Einsamkeit in Desirade erträgt? Davon hat dir gewiß die Kammerfrau viel — viel erzählt, Großmama —"

Frau Elisabeth zuckte wieder lächelnd die Achseln. „Kann's grade nicht sagen," meinte sie dann, „wenigstens in deinem Sinne kaum. Und im Uebrigen kannst du dir wohl denken, daß ich von der Summe solcher Mittheilungen mir stets ein paar Nullen fortdenke. Leute in Theresens Stellung wissen, wenn sie überhaupt loben, ihres Lobes nicht Maß noch Ziel, — das versteht sich von selbst. Und es bleibt trotz der Abzüge wirklich noch viel Gutes übrig — Fürstliches, mein Kind, und Menschliches, aber freilich nicht in deinem Sinn, muß ich wieder sagen. Denn was der Fürstin mein altes Herz gewinnt, Grundsätze, die strenger und solider, als man ihr früher nachgesagt; häusliche Sorgen und Leiden, die auch ihr trotz des hohen Ranges nicht erspart blieben, und was weiter dahin gehört — das,

Herzchen, würde dich ſchwerlich intereſſiren, zum Theil dürfteſt du's auch kaum recht verſtehen.

„Ei, du meinſt, daß ſie bisher kinderlos," ſagte Hermine mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit, ſo zwiſchen dem Kaffeetrinken. „Das verſteh' ich leider Gottes ſehr wohl, Großmama, von welcher Wichtigkeit das für ſie ſelbſt und uns alle. Denn wenn der Herzog ohne Erben ſtirbt —"

„Das iſt noch weit hin," fiel die Matrone ein.

„O, er iſt ſchon in den Fünfzigern und ſoll vordem auch unregelmäßig gelebt haben. Bei Hellenbergs war davon mehrmals die Rede und —"

„Hätte ſich jedenfalls mit angenehmeren Stoffen beſchäftigen können," ſagte Frau Eliſabeth im ruhigſten Tone von der Welt, „obgleich der Herr Graf ſolchen Dingen ſicherlich näher ſteht als viele Andere. Laſſen wir die Sache doch gehen, mein Herz; wir verſtehen dergleichen wirklich nicht und haben es ja auch Gottlob nicht nöthig, — da ſind die Männer am Platz. Und im Uebrigen, dächte ich, wäre es ſelbſt für die zu ernſt, um in der Kaffeeſtunde verhandelt zu werden.

„Laſſen wir das," fuhr ſie nach einer Pauſe unverändert freundlich und ohne auf die nicht grade

ſorgſam verborgene kleine Empfindlichkeit Herminens acht zu geben, fort. „Wir haben Anderes genug — Hofgeſchichten kannſt du hier von jedem beſſer als von mir erfahren, von deinem Leben und Treiben bei den Verwandten kannſt nur du mir erzählen. Der Brief, den dein Vater mir an dem Morgen brachte, wo der alte Herr ſtarb, kam in all dem Wirrwarr nicht zu ſeinem Recht, und hernach haſt du ja nur Zettelchen und Grüße geſchickt — hatteſt du ſo erſchrecklich viel Abhaltung, Herzchen, oder ohne Spaß, haſt du dich dort recht froh und behaglich gefühlt?“

„Das mußt' ich wohl,“ verſetzte Hermine, durch den herzlichen Ton der Alten beſiegt, gleichfalls wieder munter. „Man iſt ſehr freundlich gegen mich geweſen und hat alles gethan, um mir den Aufenthalt lieb zu machen. Du glaubſt nicht, Großmama, was das für ein Leben iſt — ſo ächt vornehm, fein und reich, geiſtig und leiblich, möchte ich ſagen, mit ſo viel Freiheit für jeden Einzelnen, mit ſo viel Anregung, ungezwungen heiter und doch voll Inhalt, wenn wir allein waren oder wenn der Kreis ſich vergrößerte. Hellenberg iſt ein ſehr angenehmer, heiterer, ja zuweilen faſt übermüthig luſtiger aber

immer feiner Mann, den ich mir ganz anders vorgestellt hatte. Selbst wenn er von oft doch wohl recht unangenehmen Geschäften überhäuft war, sah ich ihn, sobald er zu uns kam, stets guter Laune. Und wie reizend das Verhältniß zu seiner Frau, — so ruhig und doch so innig, so galant und aufmerksam, und so vertrauensvoll! Und diese Zärtlichkeit für seine Kinder, diese Güte gegen alle die Seinen—"

„So daß du dich schier in ihn verliebtest," schob die Matrone lächelnd ein.

„Ganz recht, Großmama, ich habe ihn wirklich lieben, aber noch mehr verehren gelernt!" versetzte das junge Mädchen heiter. „Aber meine volle Liebe hat doch Cousine Leonie erobert — eine wie reizende, eine wie himmlische Frau das ist, kann ich gar nicht aussprechen! Wenn man sie so kennt, wie ich bisher, ihr zufällig auf eine Viertelstunde nahe kommt, sie auf der Straße sieht, da heißt man sie auch schön und liebenswürdig. Aber so im Hause, im täglichen, stündlichen Zusammenleben — mir fehlen eben die Worte, muß ich wiederholen. Sie ist ganz himmlisch, ob sie lustig und luftig ist, wie ein Kind — jubelvoll, neckisch, hinreißend! — oder ob sie einmal träumerisch, so weich und sanft ist wie — wie —"

„Träumeriſch? Was hat die zu träumen?“ fragte Frau Eliſabeth mit neuem Lächeln.

„Thut das nicht jeder von uns zu Zeiten, Großmama? Ich wollte es aber auch nur als Gegenſatz anführen und hinzufügen: und nicht minder reizend iſt ſie, wenn ſie repräſentirt — ſo vornehm, ſo fein, ſo anmuthsvoll.“

„Dazu hat ſie doch wohl wenig Gelegenheit gehabt,“ bemerkte nach einer Pauſe die alte Frau, ohne von ihrer Strickarbeit aufzuſchauen. „Ihr ſeid im Ganzen einſam geweſen, meine ich von deinem Vater gehört zu haben.“

„Wie du es nimmſt,“ erwiderte Hermine. „Eigentliche Geſellſchaften erlebte ich kaum, zumal ja bald genug die Trauer kam. Doch brachten zu Anfang noch die Jagden ein paarmal viel Leute in's Haus, und auch nachher war der Kreis nicht ſelten groß genug — unerwartet, aber ſtets willkommen. Sie ſind ſehr gaſtfrei und haben eine große Bekanntſchaft, es geht immer ab und zu: man kommt im Laufe des Tags und geht Abends wieder. Auf mehrere Tage hatten wir, Erhards Anweſenheit mitgerechnet, nur dreimal Gäſte: der Gräfin Bruder, Hector Welzheim, der nach Dresden geweſen war

und auf der Rückkehr bei uns einsprach, ein Herr, den ich selbst als Schwester nicht sehr angenehm finden würde — einen so unbehaglichen Ton hat er. Man fürchtet immer, daß man im nächsten Augenblick, beim nächsten Wort roth werden muß, und oft genug wird man es auch bei seiner — Rücksichtslosigkeit, will ich es heißen, aber es ist zu Zeiten viel mehr."

„Und der zweite Gast — war er angenehmer?" fragte Frau Elisabeth, da das Mädchen schwieg.

„Eine Baroneſſe Reigenbach —"

„Die Schwägerin des hiesigen Kammerpräsidenten?" fragte die Matrone, rasch aufblickend, aber in einem eigenthümlich bedächtigen Ton.

„Ja, sie ist Wittwe von dessen Bruder, glaube ich."

„Die, in Burg Eyben?"

„Sie ist eine Jugendfreundin der Cousine Leonie, obschon gewiß zwei oder drei Jahre älter, ein Fräulein von Grumsee, glaube ich; ihre Eltern die nächsten Nachbarn der Welzheim."

Das tiefe Auge der Matrone streifte, bevor es sich wieder auf die Arbeit senkte, noch einmal nachdenklich über das augenscheinlich ein wenig verlegene Mädchen hin. „Ein — seltsamer Besuch für Burg

Eyben, ſollte ich denken," ſagte ſie endlich mit auffälliger Trockenheit.

„Ich weiß nicht, was man gegen die Dame hat oder von ihr redet," ſprach Hermine nicht ohne Lebhaftigkeit. „Roſalie Dürrbach — du kennſt ſie ja, die mich damals am Sonntag vor meiner Abreiſe beſuchte, machte darüber Andeutungen, die zu abſcheulich waren, als daß ich darauf hätte hören mögen, und gar zu ſehr nach Verläumdungen und reiner Gehäſſigkeit ſchmeckten, als daß ich an das wenige Gehörte glauben ſollte. Mir däucht, daß Couſine Leonie den Umgang mit ihr fortſetzt, müſſe ſchon genügend für ſie ſprechen."

„Vielleicht," meinte die Greiſin mit der früheren Trockenheit und fügte dann, zu ihrem gewöhnlichen früheren Ton übergehend, hinzu: „ja, alſo Erhard war gleichfalls dort — wie war's mit ihm? Wie gefiel er ſich und Anderen?"

Das junge Mädchen ſchien die erneuerte Empfindlichkeit noch nicht wieder überwunden zu haben, oder dieſelbe kehrte nochmals zurück, — in ihre Miene ſo gut, wie in ihre Stimme, als ſie froſtig erwiderte: „Das wird er euch wohl ſelber erzählt haben, Großmama."

„Das that er eben nicht, Kind," lautete die von einem leiſen Kopfſchütteln begleitete Antwort. „Er iſt nicht mehr der luſtige und unermüdliche Plauderer von vordem, ſondern ein gewaltiger Geſchäftsmann — weiß der liebe Gott, worin dieſe Geſchäfte beſtehen! Denn hier im Hauſe iſt nicht mehr noch Anderes als von jeher, und ich höre auch nicht, daß er ſich viel mehr als immer darum bekümmert. Ich ſehe ihn ſelten," fügte die alte Frau hinzu, „und noch ſeltener in Ruhe."

„Anderes wüßte denn auch ich kaum zu ſagen," entgegnete Hermine noch immer mit hörbarer Zurückhaltung. „Er war in Geſchäften da, hört' ich, und alſo hauptſächlich mit Hellenberg, aber auch ſonſt mehr mit den Herren zuſammen. Ich hörte den Grafen ſich ſehr befriedigt über ihn äußern, und auch die Couſine fand ihn anſprechend. Er war freilich auch gehaltener — zu ſeiner gewohnten Weiſe war ihm dort natürlich weder der Platz noch die Gelegenheit geboten."

Die Matrone ſchüttelte wieder leiſe vor ſich hin den Kopf, aber ſie ſagte nichts weiter über das Thema. Es gab ja des Stoffs genug für dieſe beiden, ſich zärtlich liebenden Menſchen, und nach einiger Zeit

kam auch der Commerzienrath mit seiner großen Freude über die Rückkehr des Lieblings dazu.

Am späten Abend dieses Tages fanden aber auf verschiedenen Stellen ein paar Gespräche statt, durch die man erfuhr, daß man sich Nachmittags wohl von dem, was die Unterhaltung berührt hatte, endlich wie gewöhnlich und anscheinend völlig unbefangen abgewendet, aber durch einzelne Punkte wenigstens auf das ernstlichste getroffen worden war.

„Da sagte mir die Kleine heut Nachmittag," sprach Frau Elisabeth zu ihrem Gatten in der stillen Stunde nach dem Abendessen, „daß sie auf Burg Eyben auch mit der Baronin Reigenbach zusammengetroffen sei, welche sie eine Jugendfreundin der Gräfin nennt. Hat der Alte, hat Eugen davon etwas geahnt und die Kleine doch hingelassen?"

„Kann ich mir nicht denken," meinte der Commerzienrath bedächtig. „Der Rittmeister denkt über dergleichen, wie wir wissen, für die Kleine nicht leicht, und wenn unter diesen Umständen und bei Hellenbergs am Ende auch nichts vorkommen kann, was dem Kinde selbst oder dem Alten für die Tochter fatal sein müßte, so meine ich doch —"

„Daß schon die bloße Begegnung mit einer Frau

von solchem Ruf für ein junges Mädchen fatal genug ist," setzte die Matrone des Gatten Rede ungewöhnlich lebhaft fort. „Ja, ich will's nur grade herausſagen — dieſe Bekanntſchaft ſpricht in meinen Augen ſelbſt für die Gräfin keineswegs. Iſt ſie wirklich ſo brav, wie man ihr nachſagt? Ich erinnere mich nur daran, daß ſie eine Welzheim, und daß bei denen, alt oder jung, ſtets einmal heißes Blut zur Herrſchaft über alles Andere gekommen iſt."

„Mutter, Mutter, was für ein unnützes Ereifern!" mahnte der alte Herr mit leiſem Lächeln. „Was gehen dich ſchließlich die Hellenberg und Welzheim, und wie ſie alle heißen, an?"

„Es iſt auch nicht um der Leute willen," ſagte ſie gemäßigter, „ſondern nur für das Kind. Man ſcheint die Kleine dort feſſeln zu wollen, und ſie iſt Mädchen genug, um ſich ein wenig blenden zu laſſen durch alles, was man ihr vormacht. Und das ſchon thut mir weh, Vater."

„Hat ſie auch von Erhard erzählt?" fragte der Commerzienrath nach einer längeren Pauſe.

„Ich brachte ſie darauf, ganz unſchuldig. Und Alter — es thut mir bitter leid, es ſagen zu müſſen,

aber es iſt ſchwerlich anders: ich glaube, das iſt aus und vorbei.“ — —

Und zu derſelben Stunde etwa ſagte Hermine auf eine, gleichfalls Erhard und ſeine Anweſenheit in Burg Eyben betreffende Frage des Vaters, mit gerötheten Wangen: „Papa, ich muß es nur offen ſagen, daß mich dieſe Erkundigungen nach ihm grade bei mir, nachgrade beſtürzen. Großmama fragte auch nach ihm und wie er ſich gemacht, und wie ſie das that, ließ mich faſt argwöhnen, daß ſie — daß ihr am Ende etwas — Beſonderes im Sinne habt mit ihm oder — mir. Bitte, Papa, ſag' mir das offen, ich —“

„Und wenn das ſo wäre, mein Kind?“ ſprach der Rittmeiſter, da ſie inne hielt, mit ungewöhnlichem Ernſt. „Erhard hat auch nach meiner Ueberzeugung mehr Fond in ſich, als er bisher gezeigt hat — es fehlte nur die Gelegenheit zum Durchbruch. Und ſeine Stellung jetzt und in Zukunft —“

„Bitte, Papa, bitte, halt ein!“ unterbrach ſie ihn erregt, „wenigſtens denke dabei nicht an mich. Ich darf es zugeſtehen, er erſchien auf Burg Eyben ſehr zu ſeinem Vortheil, wie ich ihn gar nicht kannte, kalt, ruhig, feſt, verbindlich, taktvoll — elegant, beinah

möcht' ich ſagen: vornehm. Aber ſelbſt jetzt und eben daran erkannt' ich, daß er und ich trotzdem weit von einander ſtehen — weit, Papa."

Der Rittmeiſter erwiderte nichts. Seine Stirn war voll tiefer, ſchwerer Falten.

Zwölftes Capitel.

Der Verfasser beruft sich auf seine Bitte, nichts von dem Erzählten ihm persönlich anzurechnen.

Ueberraschungen liebte die neue Herrschaft — oder war es nur eine gewisse Unstetheit hier, und eine Art von Ungeduld, endlich auf dem rechten Platz zur Ruhe zu kommen, da? — das mußte man denn doch zugestehen. Als die Bewohner Löwenbergs einmal nächster Tage beim Frühstück saßen, erfuhren sie, daß das herzogliche Paar am vergangenen Abend, ebenso wie bei seiner ersten Ankunft, plötzlich zum Stadtschloß gekommen sei und die kaum vollendete Wohnung für immer in Besitz genommen habe.

Zu verdenken war den Herrschaften diese Uebersiedlung eigentlich nicht. Desirade war in der guten Jahreszeit ein hübscher Aufenthalt, im Frühling reizend, im Sommer kühl; für die Monate aber, in denen man jetzt lebte, konnte es nur einen traurigen

Zufluchtsort bieten, einsam, dunkel und feucht, vor allem jedoch in seinen Räumlichkeiten ziemlich beschränkt, und obend'rein so weit von der Stadt, um die Fahrt in dieselbe unter Umständen nicht grade vergnüglich zu machen. Es war ursprünglich von irgend einem alten Herzog in dem Lustschlösserschwindel des vorigen Jahrhunderts zum Aufenthalt für ein paar Sommerwochen erbaut worden und wurde dann auch für einige Herbsttage während der Jagden benützt, die man in den großen, rings ausgebreiteten Wäldern abhielt. Darauf aber vergaß man's, bis der verstorbene Herzog es sich — Gott mochte wissen, zu welchem Zweck! — von neuem einrichtete und es endlich dem Prinzen Eugen überließ, daß derselbe mit seiner jungen Gemahlin sich des Ehefrühlings dort erfreue. Zu einem solchen Aufenthalt war es, immer vorausgesetzt, daß der Frühling ein wirklicher Frühling, wie geschaffen; aber das herzogliche Paar war bekanntlich über solche bezaubernde Anfänge des Liebeslebens schon ziemlich weit hinaus und hatte an ganz andere Dinge zu denken.

Trotzdem war die Uebersiedlung so überraschend geschehen und widersprach den bisherigen Bestimmungen und Verheißungen so sehr, daß es nur natürlich war,

wenn man nach anderen, verborgenen Gründen zu ſuchen begann. Und wie es denn bei ſolchem Suchen nicht ſelten zu geſchehen pflegt, daß man ſo zu ſagen nicht am vorderen, ſondern am hinterſten Ende den Anfang damit macht und das Allerentfernteſte und Unwahrſcheinlichſte zuerſt in Betracht zieht, ſo kam hier der Eine oder Andere wenigſtens zu dem ſeltſamen Schluß, daß Herzog Auguſt Wilhelm neuerdings Veranlaſſung erhalten haben möchte, ſich noch feſter in Beſitz zu ſetzen und zum Zeichen deſſen vorerſt das Reſidenzſchloß ſelber zu beziehen. Darum ſolle nun auch, wie es zugleich verlautete, die feierliche Huldigung ſchon in den nächſten Tagen ſtattfinden, während ſie, wie wir erfuhren, bisher erſt nach dem Ende der Landestrauer angeſetzt war. Beiläufig geſagt wunderte man ſich im Ganzen nicht wenig über dieſe Huldigung ſelbſt, von der bei den Vorgängern des Herzogs längſt keine Rede mehr geweſen. Was denen genügt hatte — die Vereidigung des Militärs und der Beamten und das Patent der Beſitzergreifung — weßhalb genügte das jetzt nicht?

Es ſchien indeſſen allerdings allerlei vorgegangen zu ſein oder noch vorzugehen, von dem in's Publikum natürlicherweiſe nur Andeutungen und Gerüchte

gelangten, das aber, wenn wirklich etwas daran, für den neuen Herrn ohne allen Spaß sein mußte. Es verlautete plötzlich, daß es mit den —schen Ansprüchen keineswegs zu Ende, sondern daß sie im Gegentheil auf das ernstlichste erhoben würden, schon zu gereizten Verhandlungen geführt und demnächst an den Bundestag gebracht werden sollten, ja daß möglicherweise sogar ein thätlicher Beweis des näheren Anrechts in Aussicht gestellt worden sei.

Für diejenigen, welche die Verhältnisse kannten und bis zuletzt für den —schen Hof gewesen waren, lag hierin eher etwas Befriedigendes: sie erkannten, daß das bisherige räthselhafte Zurückziehen jener Ansprüche nur ein anscheinendes gewesen. Es war etwa, wenn auch nicht grade schmeichelhaft, anzunehmen, daß man drüben erst jetzt aus seiner Lauheit und Bequemlichkeit erwacht sei und sich von dem Werth dessen überzeugt habe, was man sich hatte entreißen lassen.

Völlig überrascht wurde man aber durch ein anderes Gerücht, nach welchem nun auch Prinz Arthur plötzlich mit Ansprüchen hervorgetreten sein sollte, obgleich er bisher solche niemals erhoben, ja so viel man wußte, von Anfang an diejenigen seines Cousins

Auguſt Wilhelm auf das thätigſte unterſtützt hatte. Die beiden Linien, deren Häupter augenblicklich der Prinz und der Herzog, ſtammten von Zwillingsbrüdern ab, und es verlautete nun mit einemmale, daß der Ahnherr des Prinzen der ältere geweſen. Man hatte bisher wenig danach gefragt, da die alte Hauptlinie ſtets Prinzen im Ueberfluß gehabt, und auch in den Wochen ſeit dem Tode des Prinzen Eugen war keine Rede davon geweſen, weil Prinz Arthur ſelber wiederholentlich geſagt gar keinen Werth auf die Feſtſtellung dieſes Verhältniſſes legte. Nun aber ſollte ſich dies plötzlich verändert haben, und es wäre unnatürlich geweſen, hätte man ſich nicht nach einem Grunde, nach der Veranlaſſung umſehen wollen.

Beſtimmtes erfuhr man indeſſen nicht, und ebenſo wenig, von wem das Gerücht ausgebracht worden; man durfte annehmen, daß dies von jemand geſchehen ſei, der es bemerkt hatte, daß das neue Herrſcherpaar mit ſeinen einheimiſchen Verwandten, denen es ſo viel verdankte, neuerdings auf einem nichts weniger als herzlichen und vertraulichen Fuße ſtand. Prinz Arthur und Prinzeſſin Julie erſchienen in Deſirade ſelten oder nie, und Gräfin Blanche war von der Herzogin nur

einmal und, wie es hieß, auf das kälteſte empfangen worden.

Man vergaß nur dabei, daß Haupt- und Nebenlinien des alten Fürſtenhauſes auch bisher niemals in wirklich freundſchaftlichen Beziehungen zu einander geſtanden. Aber danach fragte jetzt niemand.

Wenn ſolche Gerüchte einmal in Gang gekommen ſind, pflegen ſie täglich und durch alles neue Nahrung zu erhalten, gleichviel, ob das Neue, was man in Erfahrung bringt, ſich im Grunde auf ſie bezieht oder nicht, ja zuweilen ihnen ſogar gradezu zu widerſprechen ſcheint. Es handelt ſich dann nur darum, daß überhaupt etwas paſſirt, über das man reden oder noch beſſer, flüſtern kann, denn über einigermaßen unglaubliche Dinge ſpricht man viel lieber und gläubiger leiſe als laut. Die Anwendung und die Bezüge finden ſich dann meiſtens ganz von ſelbſt. Und es paſſirte mit einemmal wirklich genug in dem guten kleinen Lande.

Es war in der That beinah, als ſei das herzogliche Paar erſt jetzt, wo es in die Reſidenz und das alte Schloß übergeſiedelt war, im Lande angelangt und habe die Zügel der Regierung ergriffen. Ein neues, von einem der erſten Reſidenztage — möchten wir Kürzehalber ſagen — datirtes Edict flog

über Stadt und Land mit einem ſtrengen Urtheil über die Vergangenheit und ſtrengen Angelobungen für die Zukunft — Drohungen ſollten wir's heißen, denn es wurde den armen Leuten, die wie aus den Wolken fielen, plötzlich der Himmel weiß was alles für ſchlimme Dinge in Ausſicht geſtellt: es ſei vieles faul geweſen im Lande Löwenberg und bedürfe eines erbarmungsloſen Chirurgen und ſehr ſcharfer Meſſer, um wieder zu geſunden, — vor allem zu chriſtlichem Fleiſch und Blut zu werden. Man ſei unkirchlich geworden und habe des HErrn und ſeiner Gnade vergeſſen; man habe ſich des Reſpects gegen die Obrigkeit entſchlagen, und die Obrigkeit ſelber ſei in einen Schlendrian gerathen, der oft daran zweifeln laſſe, ob ſie überhaupt noch vorhanden. Man wiſſe kaum noch, daß man ein Unterthan ſei und einen Herrn über ſich habe, der durch Gottes Gnade zur Herrſchaft über Land und Leute berufen worden und die Gewalt habe zu lohnen, aber auch zu ſtrafen. Man entblöde ſich nicht nur nicht, den ſchuldigen äußeren Reſpect gegen das Fürſtenhaus aus den Augen zu ſetzen, ſondern man wage ſogar über daſſelbe ſo gut wie über Regierungshandlungen öffentlich auf das unehrerbietigſte und frechſte zu urtheilen und letztere zu kritiſiren, ja

ſich ſogar gewiſſermaßen in die Staatsgeſchäfte zu drängen. Man trage ſich mit den neumodiſchen Freiheitsideen und Forderungen verruchter Demagogen und Revolutionäre und gebe ſich überhaupt mit Dingen ab, von denen ein Unterthan niemals etwas verſtehen könne.

Das müſſe und das ſolle anders werden — er, der Herzog habe ſeinen Thron von Gott überkommen und werde denſelben gegen alle Angriffe, woher ſie immer kommen, zu vertheidigen, nach Verdienſt zu lohnen und zu ſtrafen wiſſen und dem Lande die Freiheiten gewähren, die er für genügend und angemeſſen befunden habe. Beſonders aber werde es den „herzoglichen Dienern“ zur Pflicht gemacht, über die ſtrenge Handhabung der Geſetze, über Gehorſam und Ehrerbietung gegen den Herzog und ſein Haus zu wachen, und der Geiſtlichkeit vorgeſchrieben, mit allen Mitteln auf Vermehrung der Gottesfurcht, auf ein gottgefälligeres, kirchliches Leben hinzuwirken, durch Beiſpiel, Lehre und Strafen. Beſondere, demnächſt erſcheinende Verordnungen würden ſich über die Hauptpunkte noch beſtimmter ausſprechen.

War es den Menſchen zu verdenken, wenn ihnen die Augen vor Schreck und Verwunderung beinah

übergingen, da ſie dieſe Proklamation in den Regierungs- und Kreisblättern laſen oder, was etwas Neues, an den Ecken angeſchlagen fanden, ja von den Kanzeln herab vernahmen? Mußten ſie nicht zuerſt und vor allem ſich fragen, was denn ſeit dem erſten Beſitzergreifungspatent vor drei bis vier Wochen eigentlich paſſirt ſei, oder dem Herzog vor Augen und zu Ohren gekommen ſein könne, daß dadurch dieſer plötzlich ſo gänzlich veränderte Ton, dieſe — man mußte wirklich zu einem Fremdwort greifen, denn der deutſche Ausdruck genügte nicht! — dieſe Rigoroſität nothwendig geworden?

Was war denn geſchehen, fragte man immer von neuem. Was hatte man verbrochen? Wo war die Unehrerbietigkeit des Urtheils hervorgetreten, wer drängte ſich in die Staatsgeſchäfte? Wo hatten ſich die „freiſinnigen“ oder gar revolutionären Ideen geäußert, wenn nicht etwa als Wünſche und Hoffnungen, wie ſie jedermann ſeinen Anſichten gemäß zu hegen und auch wohl auszuſprechen ſich erlaubt, die aber ſchwerlich als Wünſche und Hoffnungen oder Forderungen des Landes dem Fürſten vorgetragen ſein konnten? Wo und wie endlich war es zu den Anfeindungen und Angriffen gekommen — die Wörter

ſtanden in dieſem Sinne nicht im Edict ſelbſt, aber man las ſie aus den betreffenden Sätzen dennoch deutlich heraus —, oder wo waren ſolche zu befürchten, daß ſie derartige Androhungen, einen ſo zornigen Widerſtand hervorrufen mußten? Durfte man ſie anderwärts ſuchen als bei denjenigen, welche dem Throne nahe ſtanden, ja vielleicht ſelber ein Recht auf ihn zu haben glaubten?

Und nun gar der Mangel an perſönlichem Reſpect gegen den Herzog und ſein Haus! Und dann endlich die Gottloſigkeit, Unkirchlichkeit, Unchriſtlichkeit!

Man hatte im Gegentheil bisher der tröſtlichen Ueberzeugung gelebt, daß man im Ganzen mit dem lieben Gott ziemlich gut ſtehe und ſich, wenn auch nicht zu den eifrigen, doch zu den ehrlichen Chriſten rechnen dürfe. Man hatte freilich, auch wieder im Ganzen, den lieben Gott für zu hoch und heilig gehalten, um ihn zu allem Tageswerk mit herbei zu ziehen und bei allem, oft ſehr armſeligen Erdenkram für betheiligt zu halten. Zwiſchen den Geiſtlichen des Landes gehörten nur ſehr wenige einer ſtrengen orthodoxen Richtung an, und auch in der Bevölkerung gab es nicht viele, welche das Erdenleben mehr zur Buße

als zu irgend etwas Anderem beſtimmt glaubten — Pietiſten, um dieſen Namen zu gebrauchen, gab es im Herzogthum entweder gar nicht oder ſehr vereinzelt; endlich hatte man ſich auch nicht unkirchlich gefunden, da der Gottesdienſt in Stadt und Land ſtets eine zahlreiche, andächtige Gemeinde verſammelte und diejenigen, welche ſchlechte Kirchenbeſucher genannt werden mußten, entſchieden zu den Ausnahmen gehörten.

Auf welchem Fuß man mit ſeiner weltlichen Herrſchaft geſtanden war, haben wir ſchon berichtet. Eine regierende Fürſtin hatten freilich nur die Aelteren gekannt, die anderen Angehörigen des Herrſcherhauſes hatte man aber ſtets ſchicklich reſpectirt und geehrt, ja wie wir wiſſen, zum Theil auf das wärmſte geliebt. In dem alten Herzog Friedrich hatte man freilich ſtets mehr den, oft allerdings ziemlich wunderlichen und launiſchen, angeſtammten Landesvater, als den Herzog von Gottes Gnaden geſehen, reſpectirt oder auch gefürchtet. Von äußerlichen Ehrenbezeugungen und zerknirſchter Devotion war der alte Herr kein Freund geweſen, vielmehr über allzu vieles und devotes Grüßen Begegnender ſichtbar oft verdrießlich geworden. Und endlich, um auch das zu erwähnen, war die

ganze Regierungspraxis von oben bis unten allerdings eine sehr milde gewesen, und von Schreiberwesen, Beamtenwillkür und Polizeiwirthschaft hatte man im Ländchen längst nicht mehr zu leiden gehabt.

War es den armen Menschen zu verdenken, wiederholen wir, wenn ihnen die Augen vor Schreck und Erstaunen übergingen? Was war denn los, lautete es im derben Volkston, und was wollte man von und mit ihnen? Wo und wie hatten sie's fehlen lassen? Hatte irgend jemand den Herzog nicht gegrüßt? Lieber Gott, man kannte ihn ja bisher kaum, viele hatten ihn noch niemals erblickt; sein Auftreten war in diesen Wochen so schlicht und prunklos gewesen, daß auch dadurch niemand auf den Rang des Begegnenden aufmerksam gemacht werden konnte, und während der letzten Tage hatte sich die Stadt obendrein mit zahlreichen, vornehmen Fremden gefüllt, mit dem zahlreich herzuströmenden Adel, den Gesandten befreundeter Staaten, fürstlichen Verwandten und Freunden und anderen, der herzoglichen Familie bekannten hochgestellten Leuten — der Zeitpunkt des wirklichen Regierungsantritts mußte anderwärts früher bekannt gewesen sein, als im Lande selbst. Wer vermochte da den Herzog heraus zu finden, wenn er sich

ohne beſondere Ab- und Kennzeichen vielleicht einmal durch die Straßen bewegte?

Und wenn dies alles vom Fürſten galt, wie viel mehr fand es ſeine Anwendung auf die Herzogin, die man in der Stadt noch gar nicht kannte, die ſich noch nirgends öffentlich gezeigt hatte!

Man ſieht, wie unſchuldig und gutmüthig noch dies Volk war, daß es die ihm ſchuldgegebenen Sünden gar nicht bezweifelte, alle Schuld auf der eigenen Seite fand, und nur ſich zu erfahren quälte, wo und wie es geſündigt, um mit dem beſten Willen alles wieder gut zu machen und ſich vor neuen Fehlern, vor neuem Tadel zu hüten. Der Herzog hatte durch die erſten Regierungswochen die Herzen ſchon zu gewinnen begonnen.

Aber es blieb nicht bei der ſtrengen Proclamation. Bei der Huldigung, die mit einer Pracht gefeiert wurde, wie man ſie in dem kleinen Lande von dem einfachen und ſtillen Hofe niemals noch hatte entfalten ſehen, und die um ſo mehr überraſchte, als man bisher gar nichts von den doch nothwendigen Vorbereitungen in Erfahrung gebracht, — ſprach ſich der Fürſt in faſt noch ſtrengerer, ſchärferer Weiſe aus als in jenem Edict, bekannte ſich zu noch ernſteren Grundſätzen,

betonte die Erhabenheit ſeiner Stellung und ſein Recht auf dieſelbe noch viel herber, hob, was dem Lande und ſeinen Bewohnern bisher gefehlt und was ſie durch ihn erhalten ſollten, in offenen Worten hervor, und ſchloß mit einer Anrufung Gottes, des allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, ſein uraltes edles Haus im Beſitz der angeſtammten Herrſchaft bis zum jüngſten Tage zu erhalten und ihm ſelber die Kraft zu geben, dies uralt edle Haus auf das würdigſte zu vertreten und dem Ruhm desſelben zu vermehren.

Nach Beendigung der Feierlichkeit empfing der Herr die Stadtbehörde beſonders, welcher er bisher eine neue Audienz verweigert hatte. Er ſprach ſich heut gegen dieſelbe auf das ungnädigſte über den ſchlechten Geiſt aus, der in der Stadt herrſche und bei jenem Krawall am Todestage des Prinzen Eugen zu einer ſo verdammungswerthen Offenbarung gelangt ſei. Er habe erſt neuerdings die Veranlaſſung und Ausdehnung der Ausſchreitungen und ihre gänzliche Strafloſigkeit vernommen und von der Schwäche und Kopfloſigkeit aller erfahren, die zum energiſchen Einſchreiten verpflichtet geweſen. Zu einer ſolchen Stadt und Bürgerſchaft habe er kein Vertrauen, und ver-

möge in den Begrüßungen und Ehrfurchtsbezeigungen, wie er sie habe entgegennehmen wollen, nur Furcht und Lüge, nicht die rechte Ehrfurcht, die rechte Freude zu erkennen. Die Herzogin denke nicht anders. Auch sie habe sich nicht von Leuten begrüßen und empfangen lassen wollen, denen sie nicht freundlich noch gnädig gesonnen sein könne. Sie seien gekommen nicht mit Gnade, sondern mit Strenge in die alte Residenz; aber wenn man diesen Vorzug der Stadt nicht besser zu würdigen verstehe als bisher, möge die Stadt nicht darauf pochen. Sie könne ihn auch verlieren.

„Ich will keine Antwort!“ fuhr er den Bürgermeister an, der eine Entschuldigung hervorzustottern begann; „ich will Gehorsam, Gottesfurcht und Ehrfurcht vor euren Fürsten. Sie fehlen euch, ich werde euch aber nöthigenfalls dazu zwingen. Wenn ich erkenne, daß ihr zur Einsicht kommt und mit Ernst an eure Besserung denkt, werde ich wieder euer gnädiger Herr sein, bis dahin werdet ihr nur den strengen Gebieter kennen lernen, der sich euren Gehorsam erzwingt. Meine Hand ist noch fest. Wehe euch, wenn ihr mich nöthigt, euch das zu beweisen.“ —

Solche Laute hatte man selbst vom alten Wilhelmus Tertius nicht vernommen, von dem man doch,

wie von dem ächten Despoten des vorigen Jahrhunderts ſprach, der wie eine Art Halbgott über ſeiner Umgebung und ſeinem Volke thronte.

Aber es war bei der ganzen Ceremonie mit all ihrer unerhörten Pracht und dem — man hätte ſagen mögen: mühſam hervorgeſuchten Glanz der Fürſtlichkeit, etwas geweſen, das die ruhigen Beobachter in der Verſammlung — und deren gab es immerhin manche — halb wie ein Anachronismus und halb wie eine Prätenſion traf, welche ſich nicht mehr aufrecht erhalten oder durchführen ließ.

Die alten Fürſten verſtanden es, ſelbſt ihre Feſte zu etwas Beſonderem zu machen, zu Gelegenheiten, wo ſie ſich aus ihrer unnahbaren Erhabenheit zu ihren Unterthanen herabließen oder ſich ihnen grade in dieſer unnahbaren Erhabenheit, als die Götter der Erde zeigten, in Sammet, Seide und Spitzen, Geſchmeide und Stickereien, Friſur und Puder, in ihrer ganzen eigenen Erſcheinung und in der Huldigung ihrer Umgebung, alles funkelnd und glänzend und doch auch wieder gewiſſermaßen behaglich und vor allem, um den Ausdruck zu wählen, naturwüchſig und harmoniſch.

Und ſo weit ſich die knappen, unkleidſamen, geſchmackloſen Uniformen, welche die meiſten Herren

und ſelbſt den Fürſten umpreßten, ſo weit ſich die vielleicht koſtbaren, aber gleichfalls unmaleriſchen Toiletten der Damen von dem weichen behaglichen Sammet, der aufbauſchenden Seide, den wogenden Spitzen, all der üppigen und koketten Pracht der Rococozeit unterſchieden, ebenſo weit war jetzt auch alles Uebrige, vom Auftreten der Fürſten ſelbſt bis zu dem Fungiren der Hofchargen, von dem entfernt, was man vor hundert Jahren bei ſolcher Gelegenheit zu ſehen bekommen haben möchte. Von den Hauptacteurs herab bis zu den unbedeutendſten Statiſten, von den vornehmen Gäſten und den Botſchaftern befreundeter Höfe bis auf die kleine Zahl von Zuſchauern, die ſich auf irgend einer Gallerie zuſammendrängten, fühlte ſich nicht einer daheim oder wohl in ſeiner Rolle, auf ſeinem Platz, und man ſah nirgends eine heitere oder würdig ernſte Miene, ſondern überall nur finſtere oder erſchrockene, hie und da auch erſtaunte oder wohl gar ein wenig gelangweilte Geſichter.

Den tiefſten, ja einen gradezu unheimlichen Eindruck machte aber auf alle, auch die Fremden, das Auftreten des Herzogs ſo wie die unendliche Wichtigkeit, die er der Ceremonie beilegte, ſelber. Da er die Regierung im Grunde ohne irgend einen Wider-

ſtand angetreten und das Militär und die Bedienſteten gleich Anfangs, wie wir wiſſen, geſchworen hatten, mußte man eigentlich den ganzen Act ziemlich überflüſſig finden, oder würde ihm nur dann eine gewiſſe Berechtigung zugeſtanden haben, wenn man darin eine Verſinnbildlichung der Verbindung zwiſchen dem neuen Fürſtenſtamme und dem Lande, ſo zu ſagen ein gegenſeitiges Treuegelöbniß hätte erkennen können. Jetzt dagegen erkannte jedermann, der ſich überhaupt, wenn auch ganz im Stillen, ein Urtheil über dergleichen erlaubte, in dem ganzen Acte, zumal bei dem Auftreten des Herzogs, nicht nur die Beſtätigung der angegebenen Gerüchte und daneben etwas, das über die Mittel des Landes und des Hofes hinausging, ſondern auch eine ganz außerordentliche Ueberſchätzung der Stellung, der Macht und des Einfluſſes, die dem Fürſten des winzigen Staats eingeräumt waren.

Welchen Eindruck die Feierlichkeit auf manchen gemacht hatte, offenbarte die Aeußerung eines der fürſtlichen Gäſte, von der man im Publikum erfuhr. „Ich glaube, wir treffen uns hier bald noch einmal bei ſolchem Feſte," hatte der hohe Herr mit der freundlichſten Miene zu dem Staatsminiſter geſagt, — „bei der Krönung, dem würdigen Schluß des

würdig Begonnenen.“ Und da der Miniſter auf ſolche Worte ſich ſichtbar erſchrocken gezeigt, hatte der Fürſt lachend hinzugefügt: „Unbeſorgt, Excellenz, ich ſag's nicht weiter. Aber daß ich euer Geheimniß errieth, darf Sie nicht wundern. Ich kenne ja meinen braven Vetter und meine ſchöne Couſine von langen Jahren her.“

Was an dieſer Geſchichte, die von der alten beſtürzten Excellenz im erſten Schreck oder Zorn ſelbſt einem Vertrauten wieder erzählt ſein ſollte und ſich dann verbreitet hatte, trotzdem war, ob ſie wahr oder ob ſie nur erfunden worden, ſchien ziemlich gleichgültig, da man wenigſtens in einzelnen Kreiſen bald genug erfuhr, daß ſie, wenn auch nicht einen wirklichen Vorſatz, ſo doch einen Plan getroffen hatte, deſſen Ausführbarkeit man auf das ernſtlichſte erwogen zu haben ſchien. Die Kammerfrau der Herzogin, der wir neulich bei der Commerzienräthin begegneten, ſprach es an der gleichen Stelle offen aus.

„Man kann es den Hoheiten gewiß nicht verdenken,“ ſprach ſie, diesmal aber nicht mit dem klugen, ſondern mit dem ſanften Ausdruck und zugleich mit einem gewiſſen würdigen Ernſt, „daß ſie vor

allem Volk und in der feierlichſten Weiſe zu bekennen wünſchten, wie hoch und heilig ſie das Amt erachten, das Gott der Herr ihnen anvertraut hat, und wie hoch und heilig es auch von ihrem Volke angeſehen werden ſoll. Das wäre hier nothwendiger als allerwärts geweſen. Das Volk hat verlernt Gott zu fürchten und ſeine Fürſten zu ehren. Die feierliche Krönung —"

„Mein verehrtes Fräulein," fiel der Commerzienrath mit ſeiner tiefen ruhigen Stimme ein, „was hilft das alles? Wollte Sereniſſimus ſich denn zum König machen? Ich bin kein Kenner des Staats- und Fürſtenrechts, aber ſo viel ich weiß, iſt von einer Krönung nur bei den Kaiſern und Königen die Rede und bei den letzteren in unſerem alten Deuſchland auch nicht einmal überall. Contrair, die Sache kommt ſelbſt in den großen Reichen immer mehr ab. Wozu ſie da wieder auffriſchen, zumal in unſerem kleinen, ſtillen Lande?"

„Ich ſagt' es ſchon, Herr Commerzienrath," verſetzte die Dame lebhaft, „um der Welt zu zeigen, daß man die Krone von Gott empfängt, daß eine Mißachtung der fürſtlichen Gewalt auch eine Mißachtung Gottes iſt. Und was Sie von den Königen ſagen —

iſt unſer Herr nicht grade ſo ſouverain wie der höchſte unter ihnen? Iſt ſein und meiner Hoheit erhabenes Haus nicht ebenſo alt und edel wie irgend eines, ja älter und edler? Es iſt traurig, traurig, daß Höchſtſie um leerer äußerer-Rückſichten willen von einem ſo heiligen Werke abſtanden — ich wiederhole, ſchon für dies entartete Volk hätte es ſtattfinden müſſen, damit es auch ſeine Fürſten wieder als Fürſten und ſich ſelbſt als Unterthanen erkennen lerne."

„Entartetes Volk — Kind, was meinen Sie denn eigentlich?" fragte der Alte kopfſchüttelnd. „Laſſen Sie ſich doch nichts einreden! Lieber Gott, wenn die Leute überall ebenſo billig, vernünftig und ruhig wären, wie hier, da gäb's weniger Spectakel und Unfrieden in der Welt, als —"

„Und das ſagen Sie von dieſen Menſchen, Herr Commerzienrath? Gut, ruhig! Gott und Herr! Und das ſchandbare Gerücht über den Tod des Prinzen? Und der furchtbare Aufſtand, dieſe freche Revolte? Und der infame Angriff auf den Grafen Hellenberg?"

„Mein liebes Kind," erwiderte der Alte auf dieſe heftige Rede mit einem leiſen Lächeln, „als die Cholera kam, redeten ſie in der Heimat unſerer Fürſtin — und das ſind doch ruhige und kluge Leute! — von

Brunnenvergiftung und wollte die Juden todtschlagen, trotz ihrer Klugheit und Wohlerzogenheit, muß ich wiederholen. Der Graf Hellenberg — was fuhr er auch im Trabe mitten durch den Haufen? Der Baron Reigenbach wurde durch das dumme Gerücht direct beschuldigt, hielt sich aber vernünftigerweise in jenen Stunden zurück und kam ohne ein gekrümmtes Haar davon. Endlich, da der alte Fürst in die Menge trat und sie tüchtig ausschalt, fand er Gehör und Gehorsam. Ist bei dem allem von Mißachtung des Fürsten, geschweige denn von Gottlosigkeit zu reden?"

„O Herr Commerzienrath, wir haben die Sache anders darstellen hören! Erhob sich die Brutalität gegen den Herrn Grafen bloß seiner Unvorsichtigkeit wegen? Hat man ihn nicht vielmehr als den Herrn von Adel, von Rang und Reichthum angegriffen? Respectirt man hier den Adel, die Höhergestellten?"

„Als Stand — nein, im Einzelnen, wenn der Mann ein würdiger Mann — ja wohl, sonst auch nicht. Der Herzog Friedrich ging uns darin mit seinem Beispiele voran. Er hat den Adel nie bevorzugt, wenn er ihm auch die verdiente Ehre widerfahren ließ. Wo das nicht geschah, hatten's die Herren sich meist

ſelber zuzuſchreiben. Wir haben im Lande allerhand wunderliche Exemplare dieſes Standes.“

„Auch die Grafen Hellenberg — ich meine, wurden die auch mit Recht von dem Hochſeligen zurückgeſetzt?“

„Das iſt eine Sache für ſich, mein Kind,“ ſagte der alte Herr ernſt. „Die Hellenberg haben ſtets und mit Recht zu den Angeſehenſten und Beliebteſten gezählt und Graf Robert genießt gleichfalls faſt überall des ehrenvollſten Rufs — er iſt ſtolz und hochfahrend, aber doch ein Mann von Ehre und Einſicht. Ueber ihre Verfeindung mit unſerm alten Herrn habe ich kein Urtheil zu fällen, wenn ich auch nach meiner ſchlichten Anſchauung auf beiden Seiten viel Unrecht finden möchte. Aber ich muß wiederholen,“ brach er ab, „wo iſt hierbei denn etwas von beſonderer Gottloſigkeit und Verderbtheit unſeres Volkes zu finden? Laßt euch nichts einreden! Lernt das Volk nur erſt kennen und macht es zutraulich —“

„Zutraulich — wir das Volk! — O Herr Commerzienrath, wir urtheilen nicht nach fremden, ſondern nach eigenen Erfahrungen!“ ſprach Fräulein Herzog bitter. „Wo es vorkommen kann, daß die allerhöchſte Frau an der Wache vorüberfahren muß, ohne daß man ſalutirt, daß ſie von den Begegnenden nicht gegrüßt,

ſondern frech angeſtarrt oder gar gänzlich überſehen wird, da iſt es weit gekommen, da muß man nicht mehr nach Ruthen, ſondern nach Scorpionen greifen! Da finde ich nicht mehr Reſpect, nicht mehr Gottes- und Menſchenfurcht, ſondern nur die reine revolutionäre Frechheit. Solche Fälle könnt' ich noch mehr anführen, allein wozu das? Es muß vieles Anders werden hier im Lande, und es wird es."

„Das iſt es alſo," ſagte der Commerzienrath, als Fräulein Herzog nach einiger Zeit und nachdem ſie längſt die ſelbſt den alten Leuten ſchon auffällige Aufregung überwunden, geſchieden war. Er ging bequem im Zimmer auf und ab.

„Du biſt unvorſichtig geweſen, Alter," meinte Frau Eliſabeth kopfſchüttelnd. „Ich glaube, man muß ſich vor ihr ein wenig in Acht nehmen."

Der alte Herr lächelte. „Nein, ſie iſt unvorſichtig geweſen," ſprach er. „Sie hat verrathen, glaube ich, daß ſie mit all dieſen Redensarten nur ein wenig ſondiren wollte — oder vielleicht ſollte, denn man thut uns hier im Hauſe ja zuweilen die Ehre an zu meinen, daß unſre Anſichten und Urtheile einen tief reichenden Einfluß auf die der Bürgerſchaft, ja der ganzen Stadt hätten. Irren ſie ſich — was geht's mich an? Und

weiter hat sie in ihrer Rage etwas verrathen," fügte er hinzu, „was kein Mensch hätte erfahren dürfen. Denn eine so kluge Person, wie die Therese ist, muß schon jetzt eingesehen haben, daß diese kuriose Geschichte, wenn nichts anderes dahinter steckt, auf uns und jeden Vernünftigen grade den entgegengesetzten Eindruck von dem hervorbringen muß, welchen die Dame auf uns machen wollte oder — sollte. Das möcht' ich wissen!" schloß der Alte schmunzelnd. „Schade, daß der Erhard noch immer nicht wieder daheim."

Dreizehntes Capitel.

Aus ſchwachen Stunden, wie ſelbſt der Klügſte ſie zu beklagen hat, erwächſt zuweilen etwas Kluges.

Der Commerzienrath hatte in der That nur gar zu genau das Richtige getroffen. Fräulein Thereſe Herzog hatte ſich in ihrer Aufregung — man könnte ſagen: in der Hitze des Gefechts und in dem beſonderen unauslöſchlichen Aerger grade über die vorliegende Vernachläſſigung zu einer Mittheilung hinreißen laſſen, welche in den meiſten ſtädtiſchen Kreiſen vielleicht kaum ſo verſtanden worden wäre, wie es den dadurch Betroffenen hätte erwünſcht ſein müſſen, im Hauſe und vor den Ohren des alten Chriſtian Morder mit vollſter Gewißheit wirkungslos, wo nicht gradezu ſchädlich ſein mußte. Das wußte Fräulein Herzog ſehr gut und hatte es ſchon vor ihrem Beſuch bei den alten Leuten gewußt, auch nicht im entfernteſten

daran gedacht, eine ſolche „Thatſache" zu ihrer Beweisführung herbeizuziehen. Und nun war es doch geſchehen, und ſie ſah ordentlich das Lächeln des Alten vor ſich, von dem niemand wußte, ob mehr Gutmüthigkeit oder mehr Spott darin war, und ſie hörte ordentlich, wie er zur Frau Eliſabeth — Gott mochte geben, zu keinem Anderen! — ſagte: ei Alte, haſt Du die Thereſ' für ſo dumm gehalten? —

Die Dame machte ihren Rückweg in's Schloß in der übelſten Stimmung. Sie galt für klug und hielt ſich ſelbſt dafür und war es auch wirklich, und hatte nun doch einen dummen Streich gemacht, wie eine ſchmollende Penſionärin! Sie wußte gar nicht, was ſie ſich alles für Titel geben ſollte, und am liebſten wäre ſie auf das alte Ehepaar in der Marienſtraße bitterböſe geworden, hätte ſo oder ſo ſich an demſelben für die Niederlage zu rächen gewünſcht; nur war es übel, daß es grade der alte Chriſtian Morder und Frau Eliſabeth waren, er, deſſen Selbſtändigkeit und Unbeugſamkeit und deſſen Unentbehrlichkeit für gewiſſe Fälle Thereſe ſehr wohl kannte, und ſie eine Frau, der man nicht zürnen konnte oder die ſich, wo dies einmal geſchah, ſehr wenig daraus machte, und für die Thereſe wirklich noch eine An-

hänglichkeit empfand, deren ſich kein anderer Menſch in der kleinen Reſidenz rühmen konnte.

Ihre Stimmung wurde dadurch nicht verbeſſert, daß ſie daheim die Nachricht empfing, wie die Fürſtin ſchon ein paarmal und zwar mit ſteigender Ungeduld nach ihr gefragt habe, überhaupt in der übelſten Laune ſei. Es war ihr das aus mehr als einem Grunde verdrießlich. Sie hatte vor Abend keinen Dienſt und ſich den Ausgang dennoch nicht erlaubt, ohne vorher davon Anzeige zu machen, ja ihn ſich erlauben zu laſſen — er war ja obendrein viel weniger in ihrem eigenen Intereſſe als in dem — anderer Perſonen geweſen. Und jetzt war die Uhr kaum ſechs und dennoch ſchon Fragen nach ihr und ſogar Ungeduld! — Es war etwas Peinliches in dieſem Zwang, das ihr grade jetzt, wo ſie noch mit ſich allein zu thun hatte, überaus beſchwerlich wurde. Und endlich argwöhnte — nein, wußte ſie, daß es mehr als einen und eine gab, welche auf ihre Stellung bei der Fürſtin und auf das Vertrauen derſelben zu ihr mit Mißgunſt ſahen und für ihr Leben gern ihren Platz für ſich erobert hätten.

„Kommſt Du endlich wirklich noch?“ fragte die Fürſtin im gereizten Tone, als Thereſe ſo bald wie

möglich und trotz allem, was sie bewegte, mit ruhiger, ehrerbietiger Miene bei ihr eintrat. „Es ist, als hätte der Weg vom Degenberg hieher nicht aufwärts, sondern abwärts geführt, so viel Oede find' ich hier und so viel Nachläſſigkeit."

Die hohe Frau war ganz allein in dem weiten hohen Gemach, das von den zahlreichen Lichtern dennoch keine genügende Beleuchtung empfing und trotz der prachtvollen Einrichtung entſchieden den Eindruck machte, als ſei dieſelbe zu ſchnell geſchehen oder noch nicht ganz fertig geworden. Es fehlte darin irgend etwas, das ſich ſchwerlich mit einem beſtimmten Ausdruck möchte bezeichnen laſſen, ja das die verſtimmte Bewohnerin vermuthlich ſelber nicht anzugeben gewußt hätte — ſagen wir: jener Hauch von Wohnlichkeit und Behagen, der dem Prunkzimmer des Fürſtenſchloſſes und dem ſchlichten Wohnzimmer des kleinen Bürgerhauſes gleich unentbehrlich iſt, wenn wir uns darin heimiſch und wohl fühlen ſollen. Hier war ſelbſt die Temperatur nicht angenehm, da die lange nicht bewohnten eben ausgebauten Räume ſich wohl erhitzen, aber kaum recht erwärmen ließen und die Wände noch immer etwas wie Kälte auszuſtrömen ſchienen. Und es war, wie bemerkt, niemand da als

die hohe Bewohnerin selbst, und es zeigte sich nichts, mit dem sie, bürgerlich gesprochen, sich die Zeit hätte vertreiben können, — keine Arbeit, kein Buch, kein Brief, kein Instrument.

Es kam etwas wie Erbarmen und Mitleiden über die Kammerfrau, und der Ausdruck der Ehrerbietung machte in ihrem Gesicht dem einer, wenn auch nur leisen Theilnahme Platz.

„Wo warst Du denn?“ fragte die Fürstin, die sich hatte in den Stuhl gleiten lassen, neben dem sie anfangs gestanden. „Ich habe zwei, dreimal nach Dir rufen lassen und gewartet. Wird's Dir auch zu langweilig in diesem frostigen alten Bau?“ Der Ton war noch immer fast ungnädig, die weiße Stirn zeigte zwischen den feinen Brauen ein paar kleine Falten.

Das graue Auge Theresens blickte wieder voll Gemessenheit und Ehrerbietung. „Königliche Hoheit wollen die Gnade haben sich zu erinnern, daß ich Erlaubniß zu einem Ausgange erhielt,“ erwiderte sie in dem entsprechenden Tone. „Hätte ich ahnen können, daß Königliche Hoheit noch vor der Abendtoilette —“

Die Fürstin unterbrach sie mit einem verächt-

lichen Laut, ſagte dann aber nur, hörbar weniger ungnädig als beinah vorwurfsvoll: „was ſoll der Titel von Dir, Herzog? Königlich — klingt es nicht wie Spott und Hohn an dieſem Hofe, in dieſer Umgebung? Willſt Du mich quälen oder ſtrafen für meine Ungeduld nach Dir? Wähle etwas Anderes, Thereſe," fügte ſie ſich erhebend hinzu. „Es erinnert mich ohnehin ſchon zu viel an das Haus, den Hof, das Leben meiner Eltern. Weiß Gott, auf dem Degenberg hab' ich niemals ſo viel an das gedacht, was ich gehabt und was ich empfangen, wie jetzt, bei all dem Glanz nach außen und der Leerheit und Schalheit nach innen."

Bei der Kammerfrau kam wieder die Theilnahme zum Durchbruch. „Hoheit führen gegenwärtig aber auch ein Leben, wie es dem beſcheidenſten Menſchen nicht gut thun könnte," ſprach ſie. „Ich begreife wohl, daß Hoheit Geduld haben müſſen, denn es muß ja hier alles erſt neu geſchaffen werden. Aber weßhalb ziehen Hoheit ſelbſt ſich noch mehr zurück und legen ſich noch mehr Beſchränkungen auf, als die Verhältniſſe verlangen? Hoheit dürfen nicht immer ſo allein, ohne jede erheiternde Unterhaltung ſein —"

Die Fürſtin blieb ſtehen und über das ſchöne, aber ſtolze Geſicht der hohen Frau zuckte ein bitteres Lächeln. „Das ſcheint mein Geſchick zu ſein und zu bleiben — hab' ich es mir aber doch ſelbſt erwählt!“ verſetzte ſie.

„Hoheit!“ murmelte die Kammerfrau beinah erſchrocken. „Es muß, es wird —“

„Was wird, was muß?“ fiel die Fürſtin faſt heftig ein und die blauen Augen blickten zürnend. „Iſt es auf dem Degenberg im Grunde anders geweſen? Wird es hier anders werden, wenn ich ſelber nicht etwa —“ ſie lachte bitter — „Hand anlegen und mir meine Stellung erobern will?“

Die Kammerfrau war jetzt wirklich erſchrocken und ihre Stimme klang beinah ſchüchtern, da ſie entgegnete: „aber Seine Hoheit haben doch —“

„Sage nichts! Sage gar nichts!“ rief die Fürſtin noch heftiger. „Der Herzog hat viel geredet, ſchön und ſtolz, fürſtlich, — mein Bruder gratulirte mir zu ſolchem Aufſchwung. Hätte er gewußt, nicht nur daß es bei all dieſem Wortgepränge bleiben wird, ſondern auch, was alles dazu gehört hat, um nur dieſen Wortaufſchwung zu erlangen, um all die Skrupel und Bedenklichkeiten zu beſiegen, die —

genug davon, Thereſe," brach ſie mit einer raſchen Handbewegung ab, und indem ſich ihre ſchlanke, hohe Geſtalt noch ſtolzer aufrichtete, fügte ſie in einem nicht mehr heftigen, ſondern faſt grollendem Tone hinzu: „ich ſagte eben mit Spott, wenn ich nicht etwa ſelbſt Hand anlegte. Ich glaube faſt, es wird wohl kein Spott bleiben, ſondern bittere Wahrheit werden müſſen."

Sie wandte ſich ab und ſchritt durch das Gemach, man mußte wohl ſagen: eine königliche Geſtalt, und wie die ſchleppenden Trauergewänder, die ſie noch trug, dieſelbe in ſchweren Falten dennoch reich und leicht umwallten, und wie der ſchöne blonde Kopf darüber ſich ſo ſtolz und gewiſſermaßen ſo leuchtend erhob, und wie ſie ſich bewegte, feſten und doch elaſtiſchen Schritts, das alles verſtärkte noch den Eindruck: es war die ſchöne, die ſtolze, vor allem aber die gebietende Frau, und man ſah's wohl, daß ihr, wo ſie einmal einen Entſchluß gefaßt, auch die Kraft nicht fehlen würde, ihn durchzuführen.

Nach einer Pauſe, welche die Kammerfrau nicht zu ſtören gewagt hatte, blieb ſie wieder an dem Stuhle, den ſie vorhin eingenommen hatte, ſtehen. „Ich habe wirklich Luſt anzufangen," ſagte ſie mit entſchloſſen

klingender Stimme und finſterem Blick. „Ja, ich habe im Grunde nur darum nach Dir gerufen — es war nur ein augenblickliches Verzagen und Verzweifeln in dieſer troſtloſen Einſamkeit, daß mich momentan davon abbrachte. Bereite Dich vor, daß ich am Montag die Trauer ablegen kann. Ich habe ſie ſatt.“

„Hoheit,“ ſprach Thereſe, von neuem erſchrocken, „es ſind noch acht volle Tage, und Excellenz, die Oberhofmeiſterin —“

„Mag ihr Amt bei der alten Hoheit und ihren Pagen fortſetzen,“ unterbrach die Fürſtin ſie unfreundlich. „Ich habe dies Leben ſatt, ſage ich. Für den alten groben Bären, wie ihr ihn ja doch heißt, iſt, meine ich, überflüſſig genug geſchehen, mehr als er um uns verdient hat.“

„Aber das Land, Hoheit, für das die Trauer noch —“

„Edle Harmonie ſchöner Seelen!“ fiel die Herzogin mit einem Ausdruck des bitterſten Spottes ein, und fügte dann, wenn auch die Stirn zuſammenziehend, im gleichen Tone hinzu: „ich will nicht fürchten, daß der Herr Herzog und die Demoiſelle Herzog gemeinſame Kaſſe zu machen beginnen, aus der ſie

ihre unglücklichen Gläubiger mit der gleichen schlechten Münze bezahlen."

Fräulein oder Demoiselle Herzog zeigte auf diese bedenklichen Worte eine Miene, in der sehr viel Erstaunen und ein ganz klein wenig verletzte Unschuld zu lesen war. In Wirklichkeit wußte sie aber weder von dem einen noch der anderen, sondern fing vielmehr an auf der einen Seite zu begreifen, während sie auf der anderen ganz außerordentlich neugierig war, was während ihrer Abwesenheit, die sie jetzt selber beinah tadelnswerth fand, vorgefallen sein könnte. „Königliche Hoheit befehlen —?" fragte sie mit leidendem Ausdruck.

„Daß Demoiselle Herzog genau dieselben Einwendungen zu machen beliebt, mit denen mich vor einer Stunde der Herr Herzog unterhalten haben."

„Seine Hoheit?" fragte Therese in zweifelndem Ton. Die Stunde war zu solcher Unterhaltung bei der Tageseintheilung des herzoglichen Paares eine so durchaus ungewöhnliche, daß die Kammerfrau ein Recht hätte immer neugieriger zu werden. Was hatte sie alles um des noch dazu verunglückten Besuches willen versäumt!

„Seine Hoheit," sprach die Fürstin noch immer gereizt, „geruhten nach der Tafel Seine Umgebung

zu entlaſſen und Seinen Kaffee bei mir zu nehmen, — ganz als liebender Gatte, der ſeine Frau ein wenig unterhalten, ihr ſein Herz ausſchütten, mit ihr berathen will. Seine Hoheit haben neulich im Thronſaale geſprochen wie ein Gott, geblitzt und gedonnert, gedroht und verheißen, daß wer nicht erſchrocken darüber war, ſich darob erfreuen und das Beſte hoffen konnte! Und der brave Gatte und Hausherr hat heut ſo ſorgenvoll, ſchwermüthig, ſchüchtern geredet, ſich mit Bedenklichkeiten geplagt, über alle möglichen Unmöglichkeiten lamentirt, wie ein — ach Thereſe," brach die erregte hohe Frau jählings ab und ſchlug die Hände zuſammen, „iſt er denn wirklich ein Fürſt, ein tapferer Soldat, nur ein Mann, daß er ſo ohne Haltung und Entſchiedenheit, ſo ganz furchtbar ſchwach ſein kann? Daß er wie ein Kind vor leeren Schatten zurückbebt, daß er vor der Ausführung ſeiner Entſchlüſſe ſolche Angſt hat — nur der Mühe um Unbequemlichkeit wegen oder weil ihm wirklich der Muth und die Kraft fehlen? Ach, ich habe es immer gefürchtet," fügte die Fürſtin mit einer Art von Schluchzen hinzu, „daß dieſe gänzliche Geſchäfts- und Thatenloſigkeit auf dem Degenberg, auf unſern Reiſen, kein gutes Zeichen ſei, zu keinem guten

Ende führen könne. Und hatt' ich nicht Recht? Selbſt jetzt, jetzt, wo alles ihn zur Aufwendung der höchſten Energie, der feſteſten, bewußtvollſten Kraft aufrufen ſollte — ſelbſt jetzt bleibt nach dem prahleriſchen Anlauf nur das troſtloſe Ermatten! — Soll, darf ich das länger ruhig mit anſehen, jetzt, wo wir nicht mehr wie auf dem Degenberg thun und laſſen können, was uns gefällt, ſondern neben der perſönlichen Würde und Ehre auch die des uns von Gott anvertrauten Thrones zu vertreten haben?"

Die Kammerfrau hatte in ihrem Leben manche ſeltſamen Dinge und darunter auch mehr als einmal die Wahrheit des alten Spruchs kennen gelernt: niemand iſt ein Held vor ſeinem Diener. Als ſie vor zwanzig Jahren im Dienſte ihrer Fürſtin angeſtellt wurde, war dieſe ein kleines Kind geweſen, das unter den Augen und Händen der Dienerin nach und nach zur ſchönen und ſtolzen Prinzeſſin heranwuchs, dann mit ihrem jetzigen Gemahl verheirathet, die Fürſtin vom Degenberg und die gefeierte Schönheit der Höfe wurde, an denen ſie gelegentlich verweilte, und nun mit ihm endlich einen wirklichen Thron beſtiegen hatte. Es gab in dem ganzen Leben der Fürſtin und in allem, was ſich auf ihre Verheirathung und

auf ihre Ehe bezog, wenig oder nichts, was Thereſe nicht erfahren hätte, an dem ſie nicht helfend oder rathend betheiligt geweſen wäre; ſie kannte die Gatten, auch den Herzog, beſſer als irgend ein anderer von ihrer Umgebung, und wußte ſehr gut, wo es gefehlt hatte und noch fehlte. Allein was ſie eben gehört hatte, mochte doch über all dieſe Kenntniß und Erfahrung wohl hinausgehen und ſie ſchien im erſten Augenblick wirklich nicht zu wiſſen, ob und was ſie auf dieſen bedenklichen Ausbruch erwidern ſollte.

Die Herzogin ſchritt im Gemache auf und ab, und es war jetzt weniger die Fürſtin als die verletzte und zürnende, vielleicht erbitterte Frau. Das wurde der Dienerin aus mehr als einem Zeichen klar, und wär' es auch nur der Handſchuh geweſen, den ſie vorhin vom Tiſch aufgenommen hatte und während ſie ſprach durch die Finger ſchlang, den ſie auch jetzt bald auseinanderzog, bald zuſammendrückte und endlich mit einer ungeſtümen Bewegung von ſich warf. Die Fürſtin überließ ſich niemals einer ſo dauernden Aufregung und ſo gewöhnlichen, menſchlichen Aeußerungen derſelben — zu ihrem Ungſück, meinte nicht bloß die Kammerfrau. Die Fürſtin verlor oder erlangte häufig nicht, was der ſchönen und liebens-

würdigen Frau vielleicht ohne Mühe zu eigen geworden wäre.

„Hoheit dürfen nicht immer so allein sein, Hoheit müssen Unterhaltung, Erheiterung haben!“ sagte Thereſe endlich mit einer gewiſſen theilnahmsvollen Dringlichkeit. „Nicht einmal Fräulein von —“

„Ich habe Bertha erlaubt, ſich zurückzuziehen,“ warf die Herzogin kurz hin. „Sie fühlte ſich angegriffen. Wer kann bei dieſem Leben geſund bleiben?“

„Es muß freilich anders werden, Hoheit müſſen Geſellſchaft haben, einen Hofſtaat nicht nur, wie er ſich für die Stellung Eurer Hoheit ſchickt, ſondern auch andere Geſellſchafter —“

„Kennſt Du ſolche? Gibt es deren hier? Alle dieſe greiſenhaften, verwitterten, geiſt- und kraftloſen Menſchen — die Männer, die Frauen, ſteif, langweilig oder voll jener Frivolität oder gar Zweideutigkeit, welche mich indignirt für mich und für ſie ſelbſt! — Dieſe alte Herzogin-Mutter mit ihrer lächerlichen Etikette, mit ihren Anekdoten, ihren Späßen und guten Lehren, mit den alten Cavalieren und Damen oder den frechen Pagen. Meine Couſine Julie — ich will nichts von ihr ſagen und weiß nicht, ob wir harmoniren könnten. Aber ſie zieht ihr hübſches

Mirabelle jedenfalls dieſer ſogenannten Reſidenz vor und hat Recht darin. Der Prinz —“ die Herzogin zuckte die Achſeln. — „Madame Gauche —“ es brach ein an Verachtung ſtreifender Hohn aus ihrer Stimmme und aus den blauen Augen. „Nenne mir einen einzigen, wirklich angenehmen Mann, eine einzige, anſprechende Erſcheinung! Und dazu als einzige Abwechslung dieſe Hofkapelle mit ihren vor Alter zitternden Geigern!“

„Es muß anders werden, Hoheit,“ ſprach Thereſe beſchwichtigend. „Es iſt hier alles alt geworden und abgeſtorben, wie die Herrſchaften ſelber. Jetzt, wenn die Trauer zu Ende —“

Die Fürſtin lachte bitter auf. „Dann wird's kommen — glaubſt Du? Haben wir die Mittel? Müſſen wir uns nicht — menagiren, Thereſe, menagiren? Ich habe die Gräfin Derffen von Deſirade aus gebeten zu mir zu kommen, in welcher Stellung ſie wolle. Ich erwarte täglich ihre Zuſage oder ſie ſelbſt. Heut, wie ich dem Herzog davon ſpreche, hat er nichts als Einwendungen — wir hätten der Dame keine Stellung zu bieten, wie ſie ſich dieſelbe wünſchen dürfe, und noch weniger die ihr gebührenden Mittel.

Die Finanzen — ja die Finanzen, die ſind jetzt an der Reihe!“

„Aber Hoheit — wie iſt das möglich!“ ſagte die Herzog nach einer Pauſe mit einer Art von Kopfſchütteln. „Seine Hoheit waren doch ſo feſt entſchloſſen und ſelber ſo durchdrungen von der Nothwendigkeit der neuen —“

Die Herzogin lachte bitter. „Entſchloſſen! Wozu iſt er nicht entſchloſſen — was iſt er nicht alles geweſen! Da wir die Nachricht von unſerer Erhebung empfingen — was für erhabene, ſtolze Vorſätze! Da wir hier ankamen, — bei Nacht und Nebel! — welch ein Wohlwollen, welche Humanität, welche Arbeitsluſt! — Dann wieder der zürnende, ſtolze, ſtrenge, ſeiner Macht ſich bewußte Gebieter und Fürſt! — Und nun einmal zur Veränderung der ſorgenvolle, liebevolle, oder auch ſchwermüthige, ſolide Haushalter: — Alles, Thereſe, nur kein Mann, nur kein Mann!“ Ihre ſchlanken Finger preßten ſich ſichtbar krampfhaft zuſammen, und mit düſter aufleuchtendem Blick ſetzte ſie hinzu: „ich habe mancher Hoffnung entſagen und mich in manches fügen müſſen, aber wenn ich einmal nur Titularherzogin bleiben ſoll, — auf dem Degenberg könnt' ich's, hier aber bleib' ich es nicht.“

Die Fürstin wandte sich ab und ging durch das Gemach. Es war eine lange Stille.

„Hoheit," sprach endlich Therese, jetzt mit dem sanftesten oder vielmehr bescheidensten Ausdruck, und ihre Stimme schien fast ein wenig zu schwanken, „ich bin Ihre älteste Dienerin, und Hoheit haben von jeher die Gnade gehabt, meine Bitten anzuhören und wo möglich zu erfüllen — ich liebe und verehre Hoheit zu tief, als daß ich jemals meine Stellung vergessen sollte. Und das thu ich auch jetzt nicht," fuhr sie lebhafter fort, „ich weiß, was ich wage. Aber Hoheit haben mich eben eines Vertrauens gewürdigt, das mich bis in's Herz erschüttert und zum Reden zwingt. Sereniſſimus der Herzog scheinen leider allerdings sehr verschiedenen Einflüssen mehr nachzugeben, als es in seiner jetzigen erhabenen Stellung gut sein kann. Warum lassen Hoheit Ihre Getreuen darunter so selten Den erkennen, welcher der einzige berechtigte ist und, wenn einmal angewendet, stets wohl aufgenommen und zum Besten führte? Ich flehe Eure Hoheit an, geben Sie sich nicht diesem augenblicklichen Kleinmuth, dieser — wenn auch noch so gerechten Verstimmung hin! Gebrauchen Hoheit Ihren Einfluß, Ihre Einsicht, Ihre Entschlossenheit

— es muß gehen!“ ſchloß Thereſe ſelbſt mit voller Entſchiedenheit. „Es muß beſſer, es muß gut werden!“

Die Herzogin war ſtehen geblieben und der lebhaften Rede mit einer Miene gefolgt, in der ſich neben aller Düſterheit eine Zerſtreutheit ausprägte, welche es zweifelhaft laſſen mußte, wie viel ſie von Thereſens Vorſtellungen überhaupt nur vernahm. Selbſt als die Kammerfrau ſchwieg und mit halb bittendem, halb ermuthigendem Blick die Gebieterin überflog, fand ſie dieſelbe noch immer ſo regungs- und lautlos, als ſei ſie weit ab mit ihren Gedanken von allem, was ſie hier umgab, was hier zur Sprache gekommen. Und es verging eine lange Pauſe, bis das Auge der Fürſtin die Dienerin wirklich zu treffen ſchien und ſie, wenn auch mehr wie zu ſich ſelbſt ſagte: „wenn ich Kinder hätte! Kinder, für die ich ſtreben könnte!“

„So müſſen Hoheit für ſich ſelbſt, für Ihren hohen Gemahl, für den Ruhm und die Ehre Ihres hohen Hauſes ſtreben!“ wagte Thereſe zu ſagen.

„Wenn ich nur Kinder hätte!“ wiederholte die hohe Frau trotzdem, jetzt jedoch mit bebender Stimme. „Ach Kind, das iſt die qualvollſte Sehnſucht und der

traurigſte Schmerz meines Lebens! O, wenn ich Kinder hätte —"

„Aber Hoheit — ſo muthlos —"

„Muthlos!" ſprach die Fürſtin bitter. „Ich bekomme niemals Kinder, ich weiß es! Gott iſt mir nicht gnädig! — Da rede von muthlos! — Aber genug davon," brach ſie plötzlich ab, indem ſie zugleich für einen Moment die Hand an die Stirn legte. „Ich habe alles gehört, was Du ſagteſt. Es iſt, was ich mir oft und neuerdings immer häufiger ſelbſt geſagt. Wenn er nur ein einziges, wirkliches, ernſtes, dauerndes Intereſſe hätte, irgend eine Liebhaberei, einen einzigen Zug, den man immer wiederfinden, an dem man ihn faſſen und ſich halten könnte! Aber es iſt ja alles vorüber, ſelbſt die Luſt am Militär und ſeinen Uniformen. Nichts als Einfälle — jetzt der, dann der, nun der Fürſtenſtolz, dann die Demuth vor Gott, darauf — Gott weiß was! — Dagegen kämpfe, das benütze einmal, das mache Dir unterthan! Wenn wir Kinder hätten!" brach ſie von neuem ab. „Er hätte dann doch eine feſte Neigung, einen beſtimmten — Geſichtspunkt in der Zukunft."

„Hoheit verſündigen ſich," ſagte Thereſe ernſt. „Ueber den Mangel einer feſten Neigung ſollten Hoheit —"

„Eine Neigung, die mich beglücken könnte, wenn ſie jemals verſtanden hätte, zu meinem Herzen, zu meiner — Natur zu ſprechen!“ fiel die Fürſtin beinah leidenſchaftlich ein. Aber, wie ſie ja ſchon die letzten Worte erſt nach einem wenn auch nur momentanen Zögern hervorgeſtoßen hatte, ſie empfand im nächſten Augenblick, wie weit ſie ſich hatte fortreißen laſſen, und indem eine tiefe Röthe über ihr ſtolzes Geſicht flammte, wandte ſie ſich jählings ab und durchmaß das Gemach ein paarmal mit raſchen Schritten.

Als ſie endlich wieder vor der Kammerfrau ſtehen blieb, ruhte ihr Auge feſt, beinah ſtreng auf derſelben, und ſie redete mit unbewegter Stimme: „Du haſt Dich vorhin ſelbſt meine älteſte Dienerin genannt, Du kennſt mich faſt ſo lange ich lebe, wenigſtens ſo lange ich denke. Du wirſt heut nichts Neues gehört haben, aber Manches, was nie eines Menſchen Ohr hätte hören ſollen. Es gibt Stunden, wo wir nicht wir ſelbſt ſind, merke ich, allein ich werde ſorgen, daß ſie nicht wiederkehren; und Du — ich glaube, Du verſtehſt mich, Thereſe?“

„Hoheit!“ ſagte die Kammerfrau mit einer tiefen Verneigung.

„Genug. Ich werde über das nachdenken, was

zur Sprache gekommen, und mich entſcheiden — ich, mich, — verſtehſt Du? — Und nun, —“ die Fürſtin ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl. „Sind Hellenbergs noch immer nicht da? Weiß man noch immer nicht, weßhalb ſie neulich fehlten, ob die ſogenannte Krankheit eine wirkliche oder nur ein Schmollen, weil ſie vielleicht auch für ſich mehr von uns erwarteten? Es ſollte mir leid thun. Die Gräfin iſt eine von den wenigen Einheimiſchen, die ich wirklich gern in meiner Umgebung finden würde.“

„Der Baron Reigenbach ſprach heut Mittag von ihrer Ankunft in den nächſten Tagen,“ bemerkte die Kammerfrau, welcher die Wendung des Geſprächs eine ſehr erwünſchte zu ſein ſchien. „Und nach dem Dienſt, den der Herr Graf neulich Sereniſſimus —“

Die Fürſtin machte eine ablehnende Bewegung. „Vielleicht eben deßhalb,“ meinte ſie. „Apropos, Reigenbach — wo ſahſt Du ihn?“

„Bei mir, Hoheit.“ Die Herzogin verzog ein wenig den feinen Mund. „Er brachte mir die Nachricht, daß unſere Kiſten von Paris abgegangen ſeien. Ein gar freundlicher Herr!“

„Ein Menſch, der mir auf dem Degenberg ziemlich unbedeutend erſchien, wenn er ſich auch dankens-

werth, treu und dienſteifrig zeigte. Man wird an ihn denken. Doch," und es traf die Kammerfrau ein beinah drohender Blick — „erinnere Du Dich ſelbſt und auch ihn daran, daß die Treue nicht genügt, ſondern daß man auch — Takt für ſich ſelbſt und andere haben muß. Mir iſt, als hätt' ich von einem Gerücht gehört, das uns, wenn wir officiell davon unterrichtet würden, erbarmungslos finden dürfte. Endlich — mach' es ihm bemerklich, daß ich jenes Weib, ſeine Schwägerin, hier nicht ſehen will."

„Der Baron will ſelbſt nichts von ihr," verſetzte Thereſe, ſichtbar beſtürzt von dem eben Vernommenen und nur mühſam ſich faſſend. „Der franzöſiſche Geſandte iſt geſtern mit ſeiner Gemahlin zu ganz beſonderen Feſten, heißt es, hinüber gereiſt. Der Baron wußte gar ſeltſame Dinge zu erzählen. Und das Gefährliche an der Dame iſt, daß ſie außerhalb ihres Cirkels die durchaus liebenswürdige, angenehme Frau zu ſpielen verſteht. Fräulein von Stillberg —"

„Stillberg? Das iſt das junge Mädchen, das Du neulich irgendwo getroffen haſt und mir zu rühmen wußteſt?" fragte die Herzogin leichthin.

„Ja wohl, Hoheit."

„Stillberg — ſo hieß, denke ich, auch einer von den Offizieren der Garde, die mir vorgeſtellt wurden — ein junger hübſcher, ſehr ernſter Mann.“

„Ihr Bruder, Hoheit.“

„Du haſt Dich, wie es ſcheint, weiter nach der Familie erkundigt, Thereſe?“

„Zu Befehl, Hoheit. Die junge Dame machte einen außerordentlich gewinnenden Eindruck auf mich, und daß ſie trotz des Ranges ihrer Familie und ihrer Verwandtſchaft — die Hellenberg gehören zu der nächſten —, der alten Commerzienräthin Mörder wie ein Kind ergeben iſt, frappirte mich noch mehr. Sie iſt freilich halb und halb in dem Hauſe erzogen, und Frau Eliſabeth iſt, wie ich an mir ſelbſt erfahre, eine Frau, von der man nicht losläßt.“

Die Fürſtin ſaß nachdenklich und ließ eine ziemlich lange Weile vergehen, bevor ſie, zu Thereſen aufblickend, ſagte: „alſo aus gutem Hauſe und eine angenehme Erſcheinung. Die Eltern?“

„Die Mutter ſtarb bei ihrer Geburt. Der Vater kommandirte vordem die Gardeſchwadron, wollte jedoch nicht für Napoleon fechten und verließ den Dienſt, um in anderen Armeen gegen ihn zu dienen, in den Freiheitskriegen unter den Preußen. Der alte Herzog

hat ihm das nie vergeben und der Rittmeiſter nie wieder ſich um die Gnade deſſelben bemüht — ein harter Kopf, Hoheit, aber ein Ehrenmann, wie man ſagt, und in der Stadt ſehr beliebt."

Die Herzogin lächelte ein wenig ſpöttiſch. „So wird man etwas für ihn thun müſſen, und was noch beſſer iſt, können. — Ein alter Freiheitskämpfer — hm, vielleicht ſogar ein alter Kamerad! — Die Tochter — Du weißt, ich liebe im Ganzen das Parfum dieſer alten Penſionär- und Bürgerhäuſer nicht, aber wenn Du meinſt, daß etwas aus ihr zu machen ſei — erinnere mich einmal daran. Apropos aber die Leute, bei denen Du ſie geſehen — Commerzienrath, ſagteſt Du?"

„Ja, Hoheit, Commerzienrath Morder," ſprach Thereſe mit einer Verbeugung und mit dem beſcheidenſten Blick.

„Brave Leute alſo?"

„Allerdings, Hoheit, — brav, ſehr reich und dennoch ſchlicht; ganz einfach und zurückgezogen, und doch von allem unterrichtet und in weiten Kreiſen den Ton angebend. Und da der Commerzienrath noch ganz kürzlich das Geſchäft —"

Die Herzogin winkte mit der Hand. „Schon

recht," meinte sie. „Ich begreife, daß man in einer Lage, wie gegenwärtig die unsere, ein Uebriges thun muß, und da die Leute dessen würdig sind, thun darf. Es handelt sich also nur darum — sind die Leute präsentabel, mein Kind?"

Therese konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken. „Hoheit, sie sind weit über fünfzig Jahre verheirathet, die Frau in den Siebzigern, der Mann über achtzig, beide freilich rüstiger und frischer als viele von den Jüngsten."

Die Herzogin war sichtbar erstaunt. „So alt! Aber was kann man da für sie thun?" fragte sie.

„Außer irgend einem Zeichen persönlicher Freundlichkeit wenig, glaube ich fast," erwiderte die Kammerfrau, „es müßte denn etwas für ihre Nachkommen sein. Hoheit erlauben mir zu bemerken, daß ein solches Zeichen sicher nicht übel angewandt wäre. Der Commerzienrath kann unter Umständen Sereniſſimus dem Herzog mehr und reeller nützen, als das ganze übrige Land."

„Ich sehe es wohl," sagte die Fürstin, als sie sich nach einer nachdenklichen Pause langsam erhob, „man muß sich hier mit Menschen und Dingen beschäftigen, von denen ich bisher wenig erfahren. —

Du ſollſt mir gelegentlich mehr davon erzählen, inſtruire Dich über dergleichen genau. Jetzt ſorge für meine Toilette und laſſe die Herzogin-Mutter unterrichten, daß ich bei ihr den Thee trinken möchte.“

Es war ein ſeltſamer Blick, der aus Thereſens grauem Auge die Gebieterin ſtreifte, — forſchend und beinah triumphirend; und dann ſagte ſie in einem ungewiſſen, zögernden Tone: „aber das Concert im blauen Saale, Hoheit —“

„Mag der Herzog allein anhören. Es bleibt bei meiner Beſtimmung.“

Vierzehntes Kapitel,

in welchem tugendloſe Geſchichten und tugendhafte Grundſätze die Leſer unterhalten.

„Sieh da, ſieh da, das iſt ja ganz hübſch von Ihrer Hoheit," ſprach die alte Herzogin Friederike Amalie, da man ihr am Spieltiſch die Nachricht von dem Vorhaben der regierenden Frau brachte. „Wird mir ja eine große Ehre ſein. Drum aber laſſen wir uns noch nicht ſtören. Sein Tourné, Rautenſtein, ſchenk' ich Ihm nicht, denn gewinnen kann Er's nicht, und es iſt die reine Chikane, daß Er mir mein Spiel nicht laſſen wollte."

„Aber Hoheit, dies muß ein Mißverſtändniß ſein," ſagte die alte Excellenz von Lohr, die Schwägerin des Hofmarſchalls, und ſelber Oberhofmeiſterin Ihrer Hoheit der Herzogin Mutter, augenblicklich auch — zur Aushülfe, hätte man ſagen mögen, —

mit dem gleichen Amt bei der regierenden hohen Frau betraut. Sie ſtand lang und rabenſchwarz neben dem Stuhle ihrer Gebieterin und ihre Stimme zitterte, ſo war ſie durch die Botſchaft entſetzt. „Durch einen Lakaien Eurer Hoheit —“

„Na, Excellenz, echaufffirt Euch nicht,“ fiel die Herzogin ein. „Was ſoll die Frau hier unter einem Dach mit mir, ſolche — ſieht Er, Rautenſtein, da haben wir die Beſcheerung! Hätt Er mir mein Spiel gelaſſen! Aber Er iſt immer noch der alte Eigenſinn und Wagehals. Alſo, Excellenz,“ und die alte Dame lehnte ſich, während der eigenſinnige Rautenſtein gab, ein ganz klein wenig zurück, — „was ſollte ſie hier unter einem Dach mit mir und zu einem freundſchaftlichen Beſuch große Sperenzien —“

Die Oberhofmeiſterin zuckte ſichtbar zuſammen und verfärbte ſich trotz der Schminke.

„— machen? Die arme Frau langweilt ſich, und zum Schicken hat ſie auch niemand. Ueber Seine Heiligkeit, den Himmel, und all die großen Staatsgedanken iſt man zu Kammerjunkern und Hofdamen noch nicht gekommen. Man ſieht's der armen Frau an den Augen an — he, Junker,“ wandte ſie jählings den Kopf zu dem hinter ihrem Stuhl ſtehenden

Pagen, „glaubt Er vielleicht, daß der Lehnstuhl seiner Fürstin auch einer für Ihn ist? Hat Er schwache Beine? — Nein, Excellenz, das gefällt mir von der Frau.“

„Aber das angesagte Concert, Hoheit!“ wandte die Oberhofmeisterin noch immer bebend ein.

„Na, Lohr, seid 'mal ehrlich,“ sagte die Fürstin gut gelaunt, indem sie die Karten aufnahm und zu ordnen begann, „seid einmal vernünftig und begreift, daß die Herzogin einen gar nicht üblen Geschmack zeigt, wenn sie lieber mit uns plaudern als auf die Capriolen der Geigenkratzer hören will. Sie hat's schneller herausgefunden als Seine Hoheit der Herr Herzog und so weiter, daß die Capelle gleichfalls erst des Ausbaues bedarf, bevor man mit ihr zu thun haben mag.“

„Aber der Befehl Seiner Hoheit —“ sprach die hartnäckige Excellenz.

„Aber der Wille Ihrer Hoheit — seid doch nicht so steifnackig wie ein alter — pensionirter Major!“ redete die Herzogin. „Was Baronin, jetzt wollt Ihr sans prendre riskiren? Kind, ich habe ja Eure Codille in der Hand! Rautenstein, nicht leichtsinnig! Sei Er vorsichtig und verkaufe Er sich nicht.“

Die Herzogin Friederike Amalie war, wie wir bereits mitgetheilt zu haben glauben, die zweite Gemahlin des Herzogs Wilhelm III. gewesen, als blutjunge Prinzessin von dem bereits bejahrten Herrn heimgeführt und in noch jungen Jahren und kinderlos zur Wittwe geworden. Seitdem war die ganze lange Regierung ihres Stiefsohns, des Herzogs Friedrich, verflossen und sie war darüber allgemach zu einer alten, wenn auch noch körperlich rüstigen und geistig frischen, Frau geworden — ein einerseits vielleicht ziemlich schnörkelhaftes und wunderliches, andererseits jedoch durchaus achtungswerthes, ja ehrwürdiges Denkmal des vorigen Jahrhunderts, ein ausgezeichnetes Exemplar einer, schon zur Zeit unserer Erzählung fast ausgestorbenen Gattung, eine Fürstentochter, wie ihrer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht wenige an den kleinen deutschen Höfen erblühten, für ihre Zeit ganz wohl gebildet, human und herablassend, ein wenig freigeistig und freilebig — wohlverstanden, im Sinne der Heutigen, — und nichts weniger als eigentlich hochmüthig. Denn was man so nennen möchte, war im Grunde nichts Anderes als ein diesen Herrschaften angeborenes und anerzogenes tiefes Bewußtsein von der exceptionellen

Stellung der regierenden Familien, vermöge welcher sie nicht nun weit über allen Menschenkindern standen, sondern auch von denselben wirklich grundverschieden zu sein schienen und glaubten.

Die Herzogin Mutter war, um dies zu wiederholen, ein keineswegs bedenkliches, geschweige denn schlimmes Exemplar dieser Gattung, im Gegentheil gewissermaßen eine Ausnahme der besten Art, indem sie von jeher mehr Geist, Verstand und Character gezeigt hatte, als manchen Anderen in ihrer nicht grade erfreulichen Stellung nachzusagen gewesen sein dürfte. Was ihr innerlich und äußerlich, für die neue Zeit und Generation auffällig anklebte, war theils durchaus in ihrer Erziehung begründet und andrerseits, wenn zuweilen auch für Jüngere ein wenig lächerlich oder zu Zeiten beschwerlich, doch im Grunde sehr unschuldig, — Steifheit und Förmlichkeit, wo man sie neuerdings gegen eine größere Freiheit und Beweglichkeit aufgegeben; Freiheit der Lebensanschauung und des Ausdrucks, wo man heutzutage viel strenger und zurückhaltender geworden. Sie hatte im Verkehr mit ihrer Umgebung die alten Formen behalten, ohne damit, wie sie dieselben anwandte, zu verletzen: es verstand sich bei der alten Dame so von

ſelbſt, mußte ein Vernünftiger ſagen. Sie hatte noch ein paar Pagen in phantaſtiſcher Kleidung, — damit ſie doch einmal junge Geſichter ſehe und über einen dummen Streich zu lachen oder zu zanken habe, — eine Liebhaberei, die, wie man ihr zugeben mußte, „geſchmackvoller war als die meiner Colleginnen für Schooßhunde oder Affen.“ Und wenn ſie ausfuhr, that ſie's nicht anders als ſechsſpännig und mit — leider etwas kurzathmigen Läufern vorauf.

Dagegen hielt ſie von anderen Etikettenvorſchriften oft ſo wenig, daß die Oberhofmeiſterin darüber zuweilen beinah Nervenzufälle bekam. Seit ſie im Jahre 1806 die Franzoſen haſſen gelernt, nahm ſie ſelbſt kein franzöſiſches Wort mehr in den Mund und liebte es auch nicht von ihrer Umgebung zu hören. Sie beſann ſich keinen Augenblick, bei einer Spazierfahrt einen Begegnenden, den ſie zufällig kannte, anzurufen, ihn nach ſeinem Ergehen, nach einem Familienereigniß, oder wenn es einer der Hofhandwerker, nach der Ausführung einer Beſtellung zu fragen. Und was dergleichen mehr ſein mochte.

Sie lebte frei, ſie dachte frei und ſprach noch viel freier, ohne daß man ihr und ihrem Leben etwas hätte nachſagen können, wie wir es in andern ähn-

lichen Fällen nicht grade selten zu hören pflegen. Mit achtzehn Jahren die Gemahlin eines Greises und mit dreißig die Wittwe desselben, eine schöne, stattliche gesunde Frau voll Blut und Temperament, hatte sie dennoch jede ernstliche Nachrede zu vermeiden gewußt. Ein einzigesmal vor langen Jahren hatte man ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für den damaligen Stallmeister Baron von Rautenstein wahrzunehmen und in Folge dessen allerhand wunderbare Ereignisse erwarten zu müssen geglaubt, von denen jedoch keines bekannt wurde. Und da sie den neuen Hof gleichfalls nach seinem Geschmack leben ließ und sich ebenso wenig wie zur Zeit ihres Gemahls in die Geschäfte zu mischen versuchte, so stand sie mit ihrem Stiefsohn und den Seinen auf dem besten Fuß von der Welt.

Nur in den letzten Regierungsjahren waren die beiden alten Verwandten ein wenig auseinander gekommen, weil Herzogin Friederike sich, wie sie selbst sagte „dummer Weise" hatte fortreißen lassen, dem Herzog, der über ein stadt- und landkundiges Verhältniß neuerdings allerhand unliebsame Aeußerungen seiner Unterthanen vernommen hatte und darüber sehr verdrießlich war, auch ihrerseits die Bemerkung zu

machen, daß man dergleichen doch ſelber ein wenig zudecken müſſe, wenn man dafür von Anderen den Mantel chriſtlicher Liebe in Anſpruch nehme. Das hatte Sereniſſimus „fuchsteufelswild“ gemacht — auch eine Bezeichnung der alten Stiefmama —, wie denn, um deſſen hier zu gedenken, auch ſeine Ungnade gegen Herrn von Reigenbach eine ähnliche Veranlaſſung gehabt hatte. Der Kammerrath ſollte ſich über den gleichen Punkt ein wenig beluſtigt haben und Sereniſſimus hatte ihm daraufhin bei einer Begegnung den guten, für einen großen Kreis vernehmlichen Rath gegeben: da ſich der Herzog nicht um die Privatangelegenheiten des Barons bekümmere, werde der Baron gut thun, ſich auch nicht mit denen des Herzogs zu beſchäftigen.

So entſchieden mochte die Abweiſung an die Stiefmutter nun wohl nicht gelautet haben, aber „grob war er!“ ſagte die alte Herzogin hernach lachend. „Das kommt davon, wenn man Dummheiten macht.“ Und die alten Herrſchaften hatten ſich ſeitdem niemals recht wiedergefunden.

„Euer Liebden haben den Alten wohl kaum gekannt,“ ſprach die Herzogin Friederike zu der regierenden hohen Frau, als dieſelbe ihren Vorſatz aus-

geführt hatte und bei der Wittwe den Thee nahm. Sie hatte sich freundlicher eingeführt, als man es nach ihren Bemerkungen gegen die Kammerfrau hätte erwarten sollen, hatte sich die ihr noch Unbekannten unter den alten Herren und Damen vorstellen lassen, selbst dem windigen Pagen einen gnädigen Blick gegönnt und sich auf das wohlwollendste unterhalten, bis die Spielpartie beendigt — selbst spielen wollte sie nicht — und die alte Hoheit sich ihr widmen konnte. Die Oberhofmeisterin war in Verzweiflung zum Concert gegangen, der übrige Cirkel bestand aus langjährigen Genossen, denen es nie an Unterhaltungsstoff fehlte und die nun obendrein an der Begleiterin des hohen Besuchs, dem Hoffräulein Bertha von Rausnitz, eine neue, willkommene Theilnehmerin erhalten hatten. Die beiden hohen Damen waren wie allein, und die Herzogin Mutter wäre nicht die kluge, geist- und doch auch gemüthvolle Frau gewesen, die sie war, wenn sie nicht alsbald bemerkt hätte, daß bei ihrer Verwandten nicht alles recht und dieselbe in einer Laune war, wo man lieber hört als spricht. Sie brachte das Gespräch daher bald auf die Vergangenheit, wo es dann von der jungen Fürstin abhing, ob sie von der Gegenwart und allem, was ihr

in derſelben etwa nicht gefiel, abſtrahiren und nur zuhören, oder ob ſie an den Bezügen auf dieſe Gegenwart anknüpfen wollte.

Und da ſie die Frage der Alten mit der Erklärung beantwortet hatte, daß ſie dem Herzog Friedrich nur einmal, bald nach ihrer Verheirathung, am preußiſchen Hofe begegnet und von ihm nichts weniger als angezogen ſei, fuhr die alte Dame fort: „Euer Liebden ſind gegen ihn eingenommen, und vielleicht mit Recht. Mein Stiefſohn — er war wirklich zwei ganze Jahre jünger als ich!“ unterbrach ſie ſich lachend, — „war allerdings ein widerhariger, zu Zeiten ſogar ein recht unleidlicher Kauz und, wo er einmal etwas gegen einen Menſchen hatte, unverſöhnlich. So war's mit dem Vater von Euer Liebden Gemahl, mit dem er ſich als junger Menſch überworfen, und mit dieſem ſelbſt. Daß er anno Zwölf bei den Ruſſen und anno Dreizehn bei den Preußen gekämpft, während er, der Friedrich, noch zu dem Herrn Bonaparte hielt, hat er ihm nie vergeben. Selbſtſtändig durfte keiner handeln als er ſelbſt, — davon weiß hier im Lande noch mehr als einer zu ſagen. Und daß dero Herr Gemahl Soldat und obendrein ein preußiſcher, hat ihm noch weniger ge-

fallen, zumal nicht, seit er in ihm möglicherweise seinen Nachfolger erkennen sollte. Muß schon sagen," fügte die Alte launig hinzu, „daß ich selber darob etwas in Sorgen gewesen. Lieber Gott, unser Ländlein und ein preußisch Soldatenregiment! Na! Sereniſſimus haben uns ja darüber auf das angenehmste beruhigt."

„Der Herzog hat sich in dem ruhigen Leben, das wir seither geführt, ganz behaglich fühlen gelernt und macht sich nicht leicht mehr Geschäfte, als einmal vorhanden sind und besorgt werden müssen," sagte Herzogin Leopoldine mit einem leichten Lächeln. „Sie sehen das auch wohl hier schon, meine Tante — es wäre viel zu thun, glaube ich."

„Ja wohl," lautete die behagliche Antwort, „und ich bin ganz erstaunt und entzückt gewesen, wie scharf Sereniſſimus neulich die Schäden hervorgehoben und Abhülfe verheißen hat. Hatte mich auch schon im Stillen gewundert über die anfängliche große Nachsicht. Lieber Gott, Euer Liebden, wir sind hierzulande eben mit manchen Dingen alt geworden und haben uns daran gewöhnt, obgleich wir recht gut wissen, was daran vom Uebel. Das geht so, wenn man alt wird," schloß sie lächelnd; „man rührt dann eben

nicht gern an Sachen, wo man das Aendern und Beſſern doch ſeinen Nachkommen überlaſſen muß.“

„Wenn nur die Nachkommen nicht oft ſo ſchwer daran zu tragen hätten!“ ſagte Herzogin Leopoldine ſichtbar verſtimmt, „ſo ſchwer, daß man am Beſſern verzagen möchte. Ich ſpreche jetzt nicht von den größern, den öffentlichen Zuſtänden und Verhältniſſen, ſondern nur von dem was mich allein betrifft.“ Und indem ſie leicht die Achſeln zuckte, fügte ſie hinzu: „glauben Sie mir, meine Tante, ich denke zuweilen, daß meine Exiſtenz auf dem Degenberg eine bei weitem nicht nur angenehmere, ſondern auch würdigere geweſen als die jetzige, wo ich die erſte Frau des Landes ſein ſoll — ohne Wohnung, ohne Umgebung, ohne Geſellſchaft, ohne Unterhaltung. Wenn's nicht ſeine unangenehmen und vor allem langweiligen Seiten hätte, möchte man darüber lachen.“ Sie lachte wirklich ein wenig.

Die Herzogin Mutter ſchüttelte den Kopf. „Mein liebes Kind,“ ſprach ſie mit voller Herzlichkeit, „Sie müſſen ſich vor mir keinen Zwang anthun — ich begreife ſehr gut, daß Ihnen im Grunde ganz und gar nicht lächerlich zu Muth ſein kann. Es iſt hier wirklich vieles, ja das meiſte im Verfall. Wir haben

längſt keine regierende Frau mehr gehabt — ich ſelbſt komme nicht in Betracht, denn ich mußte mich, da ich hieher kam, in die noch vorhandenen alten Formen finden, und da ich ſo alt war, wie Sie jetzt, ſtieg ich vom Throne herab, ganz zufrieden, daß ich endlich nach meinem Geſchmack und Belieben leben konnte, mit einem kleinen Kreis, deſſen Mitglieder mir bekannt, zum Theil vertraut, und nicht grade verdrießlich darüber, daß mich meine Stellung von dem eigentlichen Hofleben entfernte — viel war damals von einem ſolchen auch bei uns keine Rede; die Zeit war nicht danach, und dann ſtarb die Herzogin, und der Friedrich dankte, davon bin ich überzeugt, im Stillen ſeinem Gott, daß nun auch er nicht mehr Hof zu halten brauchte."

„Aber Sie hatten und Sie haben doch einen Kreis von Bekannten, Vertrauten, Tante!" ſagte die Herzogin faſt träumeriſch.

„Den Sie auch haben werden, mein Kind, den Sie haben müſſen. Es wird nicht fehlen an den Elementen. Wir haben einen reichen, luſtigen Adel im Lande, viele junge Leute — ſollten ſie ſäumen ſich zu ſammeln? Sie haben jetzt keinen Grund mehr, ſich dem Hofe fern zu halten, wie bisher. Was

hindert Sie, sich Ihre Gesellschaft zu wählen und sich eine würdige Umgebung zu schaffen?"

Herzogin Leopoldine zuckte mit einem gezwungenen Lächeln die Achseln. „Fragen Sie danach einmal den Herzog und lassen Sie sich von den Bedürfnissen und den Mitteln des Landes erzählen!"

„Danke, danke, Euer Liebden!" sagte die alte Dame lachend, während ihr scharfes Auge jedoch ihre Nachbarin mit einem klugen, forschenden Blick streifte. „Das und die Vermittlung zwischen beiden ist seine und nicht meine Sache."

„Zu schwer für ihn!" murmelte die Herzogin vor sich hin, — hatte die Alte es hören sollen?

Sie hatte es aber gehört und sprach mit dem früheren behaglichen Ausdruck und dem gleichen oder noch schärfer forschenden Blick: „so würde ich ihm ein wenig — vielleicht auch recht viel — helfen, mein Kind!" Und mit einem ganz seltsamen Tone, der ebenso gut für wohlwollend, wie für spöttisch gelten konnte, setzte sie hinzu: „es läßt sich ja denken, daß man in den Jahren und nach den Jugendstrapazen Sereniſſimi selbst in unserem bescheidenen Thron keinen weichen Sitz findet und die Last der Geschäfte fühlt. Man braucht Hülfe, und wohl dem, dessen

Gemahlin Luſt und Kraft hat, ſie ihm zu gewähren.“

Der Ton war ſo eigenthümlich, wiederholen wir, daß die Herzogin überraſcht auf- und die Sprecherin anſah. Doch fand ſie in dem kleinen runzelvollen Geſicht der alten Dame nichts als die vollſte Bonhommie, und indem ſie ihre Augen gleichgültig umherſchweifen ließ und den Fächer ſpielend auf und zu ſchlug, ſprach ſie mit einem kleinen Seufzer: „ſo wird es freilich wohl werden müſſen, meine Tante, und ich muß Auguſt zu überzeugen ſuchen, daß die ſchönen Tage vom Degenberg vorüber. Man muß eben ſchaffen, was ſich ſchickt — das iſt gewiß. Aber leicht wird es nicht ſein — ſelbſt die Elemente, deren Sie gedachten, — ſind ſie da? Wir ſind im Lande wenig bekannt, zum mindeſten ich. Wir ſahen auf dem Degenberg mehr ausländiſche Freunde um uns, als einheimiſche — Sie wiſſen wohl, Tante, daß Herzog Friedrich uns ſelbſt dort nicht gern ſah! — und ich habe der letzteren auch hier bisher wenige kennen gelernt. Die Feſte neulich waren Männerfeſte,“ fügte ſie mit ſpöttiſcher Betonung bei. „Man ſieht's, daß man hier kaum noch von einer Fürſtin auf dem Throne weiß. Ja ich vermißte ſogar manche

von den Einheimiſchen, die mir bekannt wurden, und zwar die gerade, die mir am meiſten gefallen — die Hellenberg zum Beiſpiel.“

„Ja, der Adel bleibt noch fern — weiß nicht warum, da die alten Gründe doch nicht mehr wirken,“ meinte die Herzogin Mutter. „Und doch meine ich gehört zu haben, daß er den Regierungsantritt Sereniſſimi mit Ungeduld erwartete.“

„Die alten Gründe — Sie gedenken deren zum zweiten Mal, meine Tante. Was ſind das für welche?“ fragte die Herzogin.

Die Alte zuckte die Achſeln. „Verſchiedene, mein Kind. Friedrich liebte ſeinen Adel im Allgemeinen nicht, weil er ihn freilich ein paarmal in der Oppoſition gegen Regierungsmaßregeln gefunden und gegen dieſen und den auch perſönlich eingenommen war — ich ſage nicht: mit Recht. Er war aber ein Kauz und vergab und vergaß nicht, wenn er nicht, auch wieder durch perſönliche Eindrücke, ungeſtimmt wurde, wie zum Exempel für die —“ die alte Dame lächelte — „Madame Gauche. Ihrer Familie nützt es freilich nicht, daß ſie Gnade vor ſeinen Augen gefunden, und ihr auch nicht, denn es hielt nicht vor. Sie haben wohl von ſeiner Grobheit gehört.“

Die Fürstin hatte anscheinend nur zerstreut zugehört und fragte daher auch erst nach einer Weile: „was hatte er gegen Hellenbergs? Auch der Graf schien mir, da ich ihn einmal länger in meiner Nähe sah, eine Gesinnung nicht verheimlichen zu wollen, die an einem Unterthan mich surprenirte.“

Ueber das faltige Gesicht der alten Herzogin zuckte ein Lächeln, das ihm einen, von dem bisherigen sehr verschiedenen, schier jovialen Ausdruck verlieh, und da sie nun sprach, hörte man's auch ihrer Stimme an, daß sie diesem neuen Gesprächsthema sich nicht ungern zuwandte.

„Ei ei, das wissen Euer Liebden nicht?“ sagte sie. „Ei ei — ja, alles Irdische ist Heu! Das war nun vordem unsere Staatsgeschichte — unsere Vendetta, und nun wissen nur noch wir Alten davon — es ist freilich etwas lange her, ich war erst ein paar Jahre verheirathet, da es passirte. Na also, der alte Graf Hellenberg — es muß so etwas wie der Urgroßvater des jetzigen Herrn sein — war Oberjägermeister und bei meinem Gemahl und auch mir sehr gut angeschrieben, obgleich er nicht katzbuckelte wie die meisten anderen, sondern wenig zu Hofe kam und, wenn das geschah, wie ein Mann und nicht

wie ein Knecht auftrat. — Der alte Wilhelmus Tertius," unterbrach sie sich launig, „konnte das wohl leiden, obgleich es ihm sonst mehr um Gehorsam als Selbständigkeit zu thun war.

„Mein Gemahl hatte aus seiner ersten Ehe zwei Söhne, unseren alten Friedrich, und einen zweiten, der um ein Jahr etwa jünger war und auch wieder Wilhelm hieß, ein prächtiger Bursch, hübsch, lustig, hochmüthig und wild — ein rechter Prinz, der uns viel zu lachen, aber auch viel zu zanken gab — letzteres seinem Vater, denn ich mischte mich da natürlich nicht hinein. An Streichen, die man vertuschen oder ausgleichen mußte, fehlte es bei ihm nie. Und so war er zu jener Zeit denn auch grade von Potsdam, wo er ein wenig Soldat gespielt hatte, mit einer Randbemerkung zurückgekommen, daß Seine Hoheit für Seiner Majestät Soldaten ein zu böses Exempel sei, um ihn zwischen ihnen länger zu dulden. Na, er war denn wieder daheim, und kehrte, da er es nicht mehr in Potsdam und Berlin konnte, bei uns das Unterste zu oberst. Der Friedrich war auf Reisen und er, der Wilhelm, sollte ihm im Winter nach — ein um so schlimmerer Aufschub, als mein Gemahl grade einen seiner Podagra-Anfälle hatte und es daher

Bayerische Staatsbibliothek München

bei Hofe ſehr ſtill herging, ſo daß der Prinz ſich mit Fug und Recht langweilen und ſich anderwärts nach einer Unterhaltung umſehen durfte. Es war um St. Egidien, wo die Jagden anfangen, und der Oberjägermeiſter, der die ſchönſten Forſten im Lande hatte, lud den Prinzen nach Burg Eyben ein.

„Na, Euer Liebden," fuhr die Alte in ihrer behaglichen Erzählung fort, „immer jagen kann der Menſch nicht, ſondern will auch eſſen und trinken, ſpielen und ſich unterhalten, tanzen und in hübſche Augen blicken, und Prinz Wilhelm wollte das und fand bald an Comteß Eva eine Partnerin, die mit ihm Eines Sinnes und Eines Temperaments war — Duckmäuſer ſind die Hellenberg alle nicht geweſen, und die Eva war's gar nicht, ein ſchmuckes, luſtiges, wildes Ding, und in der Welt noch ſo unerfahren, wie in der Liebe, aber dafür deſto lernluſtiger. Da war's denn grade kein Wunder, daß ſie ſich den Prinzen als Lehrmeiſter gefallen ließ und mehr von ihm profitirte, als ihr gut war. Kurz und gut, von den Lectionen hatte man auf Burg Eyben nichts bemerkt, was hätte Bedenken einflößen können, aber von den Folgen derſelben merkte man deſto mehr, und eines ſchönen Tags im Winter erſchien der Ober-

jägermeiſter vor Sereniſſimus mit der Anfrage, wann Prinz Wilhelm von der inzwiſchen angetretenen Reiſe zurückkehren und ſeine Tochter zur Frau machen werde — ein allzulanger Aufſchub ſcheine nicht räthlich zu ſein.“

„Abſcheulich!“ ſagte Herzogin Leopoldine mit der Röthe der Scham auf Wangen und Stirn.

„Na, ſo nannte es Sereniſſimus nun grade nicht, obgleich ihm der Fall auch fatal genug war und er die Rückſichtsloſigkeit und den Leichtſinn des Prinzen mit den derbſten Flüchen verdammte. Er verſicherte Hellenberg ſeiner ernſtlichen Entrüſtung und ſeines vollen Beileids; ja daß er ganz gut begreife, wie ein Vater über ſolch Malheur die Contenance verlieren könne, und ſie wollten denn nun zuſammenſtehen und ſehen, wie die Sache ohne Lärm und weiteren Schaden zu arrangiren ſei — ich war bei dieſer Unterredung zugegen,“ unterbrach ſich die Erzählerin, „da der Graf ausdrücklich meine Gegenwart erbeten hatte. Nach der Erklärung des Herzogs zog er ſich denn auch ganz vorſchriftsmäßig zurück, obgleich mir der Ausdruck ſeiner Miene nicht grade behagte, und Sereniſſimus meinte die Sache abgethan. Am nächſten Tage aber — es war der Ge-

burtstag meines Gemahls — erſchien Hellenberg mit einigen Vettern bei der Gratulationscour und fragte vor verſammeltem Hof den Herzog, wann und wie er die Gnade haben werde, die Ehre ſeiner Tochter wieder herzuſtellen. „Iſt Er verrückt, Oberjägermeiſter, oder hat Er Luſt einen Kopf kürzer zu werden?“ fuhr der Herzog auf. — Die Verwandten zogen den Grafen fort.“

„Ganz abſcheulich — furchtbar!“ ſprach die Zuhörerin mit finſterer Miene. „Brutal von der einen und unbarmherzig von der anderen Seite! — Und damit war die Geſchichte zu Ende?“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Wir bedürfen augenblicklich ſeiner Dienſte nicht, und ſeiner Ohren noch weniger, Junker,“ ſagte die alte Dame zu dem Pagen, der ſchon ſeit einer Weile in der Nähe ſtand. Und als der junge Mann mit ſchalkhaftem Lächeln entwichen war, fuhr ſie kopfſchüttelnd fort: „den geht's näher an, als er wohl ſelber weiß, und von mir braucht er's nicht zu erfahren. Alſo — ob's damit zu Ende geweſen, fragen Euer Liebden? Officiell ja, ob hinter den Couliſſen auch — das wiſſen wir nicht. Prinz Wilhelm kehrte von ſeiner Reiſe niemals zurück, ſondern fand in

Italien ſein Ende — wir wiſſen nicht einmal recht wie. Er war ein ausgelaſſener Menſch, ſagt' ich ſchon. Er hatte in Florenz einen Liebeshandel und machte ſich, wie man vermuthet, zu deſſen Verfolgung, da die Schöne abreiſte, von ſeinen Begleitern los und ihr in der Stille nach. Wenigſtens ward ſie in Neapel zu der gleichen Zeit etwa geſehen, als man ihn dort eines Tages todt fand. Ob er aber der Rache des Ehemanns oder irgend eines anderen Beleidigten erlegen, oder ob er, wie man gleichfalls flüſterte, im erzwungenen Duell gegen den Grafen Hellenberg, den Bruder der Comteß Eva, gefallen — das iſt niemals klar geworden. Der Graf war allerdings im Winter abgereiſt, und ein deutſcher Cavalier will ihn, wenn auch unter anderem Namen, in Neapel geſehen haben, während er nach anderen Angaben nur in Paris und im ſüdlichen Frankreich geweſen. Aufklärung hat man von ihm, glaub' ich nicht verlangt, noch hat er ſie von ſelber gegeben. Feſt ſteht nur, daß die Hellenberg ſeitdem nicht leicht mehr an den Hof gingen und noch weniger gerufen wurden, und daß dies unter dem Friedrich ſo fortſpielte. Jetzt wird es denn wohl anders werden," ſchloß die alte Dame.

„Und die Unglückliche — die Comteß Eva, wie Sie ſie hießen, meine Tante?“ fragte die Fürſtin nach einer Pauſe, ſichtbar noch verdüſtert.

Die Herzogin Mutter lachte. „Na, Euer Liebden, die nahm das nicht ganz ſo tragiſch, wie Sie es zu thun ſcheinen. Die Hellenberg haben im Allgemeinen im Leben ſtets mehr das Vergnügen als die Sorgen geſucht und gefunden — es liegt im Blut, ſcheint's, — und die Eva meinte, es ſei völlig genug, daß ihre Verwandten ſich für ſie plagten. Sie hat nicht lange hernach in die Ferne geheirathet, und das Prinzentöchterlein ward zu ſeiner Zeit die Gattin eines franzöſiſchen Creolen, des Chevalier von St. Laurent. Davon ſtammt die ſogenannte ſchöne Gräfin Welzheim ab — kennen Euer Liebden ſie ſchon? Bisher ſchmollten die natürlich auch mit dem Hof! — und mein Windbeutel von Page, deſſen Eltern mir die Gnade erwieſen, mich für unſchuldig zu halten und mir ſeine Erziehung anzuvertrauen. Und die alte Eva können Euer Liebden auch noch kennen lernen. Sie ſoll auf irgend einer Welzheim'ſchen Beſitzung leben und noch immer nicht von Sorgen oder gar Reue wiſſen.“

„Nun Gottlob,“ ſagte die Fürſtin nach einer

Weile, tief aufathmend, „es iſt doch beſſer geworden in der Welt. Tugend und Ehre ſind zur Herrſchaft gekommen —“

„Euer Liebden meinen: klüger geworden,“ fiel die alte Herzogin mit einem faſt ſchalkhaften Lächeln ein. „Da haben Sie freilich recht.“

„Meine Tante — Sie halten es für möglich, daß ſolche Geſchichten auch heute noch —“

„Paſſiren können? Warum nicht? Conträr, ich bin feſt überzeugt, daß ſie mit den nothwendigen ſceniſchen Aenderungen noch alle Tage hie oder da zu erzählen wären. Man nimmt ſich nur ein wenig mehr in Acht und hängt's nicht an die große Glocke, mein liebes Kind.“

„Wenn ich mir dächte, daß in unſerer Umgebung von irgend jemand —“

„Mein liebes Kind, ſo würden und werden auch Sie ſehr bald denken lernen: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß,“ ſprach die Alte mit außerordentlicher Seelenruhe.

„So kann ich niemals denken,“ ſagte die Fürſtin lebhaft und voll Entſchiedenheit. „Ich will an unſerem Hofe keine Masken, ſondern Wahrheit haben,

und ich würde unbarmherzig die ersteren herunter ziehen und ihre Träger —"

„Zum Henker jagen? Da würden Euer Liebden sehr einsam sein. Wer trägt unter unserer Umgebung nicht nur, sondern auch unter uns selbst nie eine Maske?" Und mit einer Art von Weichheit setzte die alte Herzogin hinzu: „der Nachrede sind wir alle ausgesetzt und der Nachsicht bedürfen wir alle — Menschen sind und bleiben wir. Und nirgends sollte man fester als auf unserer Höhe an dem Grundsatz halten: leben und leben lassen. Sie werden's schon noch erfahren, mein theures Kind! — Ah, was Kukuk, Lohr, Ihr schon wieder da und das Concert zu Ende?" brach sie zu ihrem gewöhnlichen Ton übergehend und gegen die sich nahende Oberhofmeisterin gewendet ab.

„Sereniſſimus geruhten aufzubrechen," sagte die Excellenz mit tiefer Verneigung.

„Ohne das Ende abzuwarten?" fragte Herzogin Leopoldine voll sichtbarem Interesse.

„Hoheit bekannten sich unzufrieden mit der Execution und geruhten mir scherzend zu versichern, daß Eure Königliche Hoheit auch hier wieder Höchst-

ihre Divinationsgabe offenbart und ſich mit Recht einer ſo mangelhaften Production entzogen hätten. Sereniſſimus geruhten den Wunſch auszudrücken, wenn es die Geſchäfte erlaubten, ſpäter noch gleichfalls eine Stunde bei Hoheit —" und jetzt empfing die Herzogin-Mutter eine Verneigung — „vorſprechen zu dürfen."

„Wofür Ihr in meinem Namen Seiner Hoheit ſehr obligirt geweſen ſein werdet, Lohr?"

„Sereniſſimus wünſchten, Hoheit den Kammerpräſidenten Baron von Reigenbach vorſtellen zu dürfen, mit welchem Höchſtſie noch zu arbeiten hätten. Die Stunde freilich —"

„Ach dummes Zeug, Excellenz! Fangt keine von Euren Geſchichten an," ſagte die alte Fürſtin lebhaft. „Wir ſind noch in voller Toilette und auch ſonſt in ganz anſtändiger Verfaſſung. Was kommt's da viel auf die Stunde an, zumal wenn ich meinen —" und ſie lachte herzlich, — „Leidensgenoſſen in der Ungnade kennen lernen ſoll!" Und indem ſie ſich zu ihrer Nachbarin neigte, fügte ſie mit ihrem launigen Lächeln leiſe hinzu: „na, Euer Liebden, geſtehen Sie's nur, daß Sie ſich vorhin doch noch einige Scrupel über Ihr Davongehen

gemacht haben. Aber ſehen Sie wohl — ſo ein kleiner eigener Wille zur rechten Zeit hat immer ſein Gutes für uns ſelbſt und für unſere Umgebung.“

Fünfzehntes Capitel.

Ernste Consolidirung des Regiments und traurige Regungen des beschränkten Unterthanenverstandes.

Die Umgebung des herzoglichen Paars fing denn doch allmählig an sich zu bilden, wenn auch freilich noch immer nicht durch — wir wollen einmal kurz sagen: wirkliche Anstellungspatente und Ernennungsdecrete, sondern mehr durch die persönliche Einladung des Herzogs oder besonders der Herzogin, es sich am Hofe gefallen zu lassen. Ein paar Ernennungen kamen indessen auch vor, doch trafen sie mehr Fremde, alte Bekannte vom Degenberg, die sich herbeizuziehen begannen oder vielleicht gerufen worden waren, als Einheimische, welche sich bisher seltsamerweise noch immer zurückhielten. Von den vornehmen und reichen Familien war noch keine zum bleibenden Aufenthalt in der Residenz erschienen, und von Hellenbergs wußte

man nur, daß die Gräfin ſehr langſam der Geneſung von einer langen Krankheit entgegen gehen ſolle. Der übrige Adel, mußte man freilich zugeben, war zu einem Hofleben, wie es ſich vorzubereiten ſchien, indeſſen auch kaum recht berufen. Er lebte meiſtens von ſehr beſcheidenem Grundbeſitz oder in kleinen Aemtern, und fand weder dort noch hier die Mittel zu einem großen Aufwand, beſaß auch häufig weder den Ehrgeiz, ſich am Hofe ſonnen zu wollen, noch den Geſchmack an einem ſolchen Leben oder, wie wir wohl hinzuſetzen müſſen, für daſſelbe.

Manchen ſchreckte indeſſen ſicherlich auch die Kälte ab, welche wie berichtet zwiſchen dem herzoglichen Paar und ſeinen Verwandten herrſchte, die mit den Adelskreiſen von jeher in näherer Verbindung geblieben waren, als es vom Herzog Friedrich für ſich beliebt worden war. Prinzeß Julie und ihr Bruder, Prinz Arthur, verkehrten ſeit den erſten Wochen faſt gar nicht mehr mit dem Hofe, und die Erſtere war nun ſogar zu einem Beſuch der —ſchen Verwandten abgereiſ't, was denn in der That wie ein völliger Bruch mit dem Herzog Auguſt Wilhelm erſcheinen mußte. Prinz Arthur blieb freilich daheim, lebte aber mehr in Hindenburg als in der Reſidenz und zeigte

ſich auch in dieſem letzteren Falle kaum bei Hofe. Von ſeinen Erbanſprüchen, deren wir oben gedachten, war es neuerdings wieder ſtill geworden.

Während man die Aufnahme der Geſchwiſter durch das herzogliche Paar eine zurückhaltende nennen mußte, bedurfte man für diejenige, welche der Gräfin Blanche geworden, aber einer bei weitem anderen Bezeichnung. Die Stellung der „Madame Gauche“ war eine von allen Seiten anerkannte, und was man auch im Uebrigen von der Gräfin reden und flüſtern mochte, niemand durfte ihr nachſagen, daß ſie dieſe Stellung überhaupt jemals erſtrebt oder ſpäter mißbraucht habe. Herzogin Leopoldine hatte ſie trotzdem nicht ſowohl mit Fremdheit und Kälte als vielmehr mit einem Stolz empfangen, der geradezu verletzen mußte, ein Eindruck, der durch eine an der hohen Frau nebenher durchblickende Neugier, nicht abgeſchwächt wurde; und der Herzog war der ſchönen Verwandten — denn das war ſie einmal! — gar mit einer Unſicherheit oder Verlegenheit entgegengetreten, welche dem Gemahl der Dame beinah mehr als ihr ſelbſt nur noch beleidigender erſcheinen mußte. Neuerdings hatte die Herzogin ſich zwar etwas höf-

licher gezeigt, ohne indeſſen damit begreiflicherweiſe eine Wiederannäherung zu erzielen.

Endlich erfuhr man auch unter der Hand, daß der Herzog dem Grafen Valer Löwenberg die Reſidenz gewiſſermaßen verboten habe. „Ein Leben, wie der Graf ſich deſſelben befleiße, gefalle ihm ein für allemal nicht, am wenigſten jedoch in ſeiner Umgebung oder gar unter den Angehörigen des hohen Hauſes. Und er wünſche ſich und ſeiner Gemahlin die Nothwendigkeit erſpart zu ſehen, den Herrn Grafen perſönlich von dem Ernſt ſeiner Grundſätze und ſeines Willens überzeugen zu müſſen.“ So ſollte in dem erlaſſenen Schreiben zu leſen geweſen ſein — wer es außer dem Abſender und Empfänger geleſen, erfuhr man nicht.

Daß jedoch etwas an dieſem Gerüchte ſein mußte, dafür ſprach mancherlei. Der Graf Valer befliß ſich nach allem, was man von ihm wußte, allerdings eines Lebens, das in der großen Welt, in der er ſich bisher bewegt hatte, vielleicht nicht allzu ungewöhnlich ſein und daher überſehen werden mochte, in dem kleinen Lande jedoch und bei den herrſchenden beſchränkten und einfachen Verhältniſſen, viel Aufſehen machen und Anſtoß geben mußte. Zweitens erſchien

er jetzt wirklich nicht in der Reſidenz, obgleich ſeine Ankunft bisher als nahe bevorſtehend gemeldet war. Endlich mußte man zugeſtehen, daß Sereniſſimus die betonte Sittenſtrenge nicht bloß in Worten, ſondern auch in Thaten und Werken und vor allem durch ſein eigenes Auftreten und Leben offenbarte.

Was in der Huldigungsrede und Proclamation in dieſer Richtung angedeutet — oder vielmehr angedroht — worden, war, wenn auch als das Einzige von allem dort Verheißenen, wirklich ſchon zur Ausführung gekommen: rauhe Edicte über den Kirchenbeſuch und die ſtrenge Heiligung des Sonntags, über die kirchliche Erziehung der Jugend, Vorſchriften in Betreff der Lehrbücher, ſcharfe kirchliche und polizeiliche Maßregeln gegen allerhand Sünder und Sünderinnen, die unnachſichtliche Aufhebung gewiſſer — Inſtitute und die nicht minder unnachſichtliche Ausweiſung alles Fleiſches, das auf Erden als Schenkmamſell, öffentliche Sängerin und Harfeniſtin oder gar nur als Waffelbäckerin wandelte; Verordnungen gegen die lange Ausdehnung der Tanzvergnügen und Bälle oder auch ein wirkliches Verbot derſelben für gewiſſe Tage, — lieber Gott, die armen, bisher ſo bequemen Beamten wußten ſelber kaum, was alles

verordnet und ihnen aufgetragen war, jeder Tag brachte eine ganze Weile lang etwas Neues.

Und der Herzog ließ es auch persönlich nicht an sich fehlen. Es gab keinen fleißigern und aufmerksameren Kirchenbesucher als ihn, obgleich er gleich anfangs erklärt hatte, daß er mit der Richtung des Hofpredigers nicht zufrieden und auf die Berufung eines strengeren Hirten bedacht sei. Er scheute vor jedem Geschäft am Sonntäge zurück und wollte selbst von den dringendsten nicht wissen. Er trug täglich mehr, wenigstens für seine Person, eine schier puritanische Strenge und Einfachheit zur Schau, ohne freilich der Erhabenheit seiner Stellung dabei zu vergessen, und urtheilte alle Tage strenger über alles, was nicht mit seiner gegenwärtigen Anschauung der Dinge harmonirte, ja er ließ es nicht an den ungnädigsten oder drohenden Aeußerungen fehlen, wo er von irgend jemand, oder aus irgend einer Familie etwas erfuhr, das nach Welt- oder gar Fleischeslust schmeckte.

Es war freilich ein grausamer Spott, aber auch unleugbar eine gewisse innere Berechtigung in den Worten, die jener fürstliche Verwandte bei seiner neuen Anwesenheit in der Weihnachtszeit wieder zu dem

entſetzten alten Staatsminiſter ſagte: „wäre mein lieber Vetter fünfhundert Jahre früher geboren, ſo gründete er zwei Klöſter neben einander und ginge in das eine als erſter Mönch und ſchickte meine ſchöne Couſine in das andere als erſte Nonne. Sie kaſteiet ſich auch gern, glaub' ich faſt, Excellenz — es iſt eine Freude, wie fromm man hier geworden!" — War doch im vollen Ernſt davon die Rede, daß der Herzog einen Orden für Herren und Damen des älteſten Adels gründen würde, der ſeinen Beſitzern die Heidenbekehrung und Erziehung zur erſten Pflicht machte — „die Damen ſtricken Feigenblätter und die Herren reiſen hin nnd binden ſie den armen Heiden und Heidinnen um, — nicht ſo, lieber Baron?" fragte der fürſtliche Gaſt mit unſchuldiger Miene Herrn von Reigenbach.

Wir müſſen bei dieſer Rede, die glücklicherweiſe ein unverantwortlicher Prinz ergehen ließ, wohl der ſtillen Verwunderung gedenken, mit der man den Baron Reigenbach trotz der geſchilderten Strenge des Herzogs bei dieſem faſt noch mehr als bei der Herzogin in ſteigender Gunſt erblickte. Das bisherige Leben des Kammerpräſidenten war in der Reſidenz nirgends ein Geheimniß und am wenigſten als leuch-

tendes Beispiel hinzustellen. Dazu war es erst ganz neuerdings geworden, mußte man wohl annehmen, wenn man die Zeichen einer völligen Umkehr und einer wahren Neugeburt verfolgte, die an dem Herrn täglich sichtbarer wurden, und man glaubte, daß derselbe grade als sich bessernder und gebesserter Sünder dem Herzog so lieb geworden, so unentbehrlich scheine. Er war fast immer um den Gebieter und arbeitete mehr mit ihm, als alle übrigen derartigen Mitarbeiter zusammengenommen — die Finanzen, ihre Ordnung und Vermehrung bildeten bei der größeren und glänzenderen Hofhaltung freilich auch die Hauptfrage der neuen Regierung. Und was für eine Arbeitskraft, Gewandtheit und Vielseitigkeit in ihm stecke, erfuhr man jetzt erst, wenn man ihn außerdem auch als Kammerherrn fungiren und mit dem vollsten Vertrauen, und der Himmel mochte wissen, mit was alles für Aufträgen selbst von der Herzogin beehrt sah.

Ob diese Ein- und Umkehr Maske oder Wahrheit, ließ sich um so weniger entscheiden, als er einerseits sich unleugbar auf das vorsichtigste benahm, und andrerseits nicht bloß durch seine Stellung beim Herzog und am Hofe häufig den Blicken der Menge entzogen wurde. Es hatte sich nämlich neuerdings

ein Kreis gebildet, der von der übrigen „Gesellschaft“ wie durch Wall und Graben getrennt war, aus dem und von dessen Leben und Treiben nur wenig in die anderen Kreise hinüberklang, dessen — wir wollen der Kürze halber sagen: Lokale auch außerhalb des Schlosses für das übrige Publikum nicht mehr recht zugänglich, und dessen Unterhaltungen nur für die Mitglieder vorhanden waren.

Kam das bloß, weil manche von denen, welche den neuen Hofstaat bildeten, Ausländer, die nun die ihnen nahestehenden Einheimischen mit sich zugleich isolirten? Oder war es nur ein weiteres und das schlimmste Zeichen der Trennung und Sonderung in Hof und Land, in Adelige und Bürgerliche? Es war wenigstens unleugbar, daß die Letzteren bisher noch in keiner Richtung Gnade vor den Augen der neuen Herrschaft gefunden hatten. Von neuen Anstellungen und Beförderungen war für sie nichts bekannt geworden, und für den Hof schienen sie gar nicht vorhanden zu sein.

Herzog August Wilhelm hatte das Land, seit man vor vier Monaten zuerst auf ihn als den zukünftigen Regenten aufmerksam geworden war und ihn dann seit wenig mehr als zwei Monaten wirklich

als Herrn unter ſich ſah, an plötzliche Wandelungen und Umſtimmungen gewöhnt. Zuerſt die Sage von dem ſtraffen und ſtrengen Soldaten und die Sorge vor demſelben, ja der Widerſtand gegen ihn, der nach Graf Robert Hellenbergs Ausdruck, kommen werde um die durch Langmuth und Nachſicht verwöhnte Bevölkerung „anders zu faſſen". Darauf der humane, einfache Herr, der durch ſein Auftreten alle Welt beruhigte und entzückte und ſeiner Umgebung durch ſeine Geſchäftsthätigkeit und Gewandtheit Bewunderung einflößte. Dann der finſter ſtrenge, grollende, drohende, hocherhabene Fürſt von Gottes Gnaden, von deſſen Throne die Blitze zuckten und der Donner über das Ländchen rollte, daß ſelbſt dem ruhigſten Unterthan bedenklich zu Muth werden mußte. Hierauf Fortſetzung und Steigerung der frommen Partie dieſer Erſcheinung und im übrigen ein unter dieſen Umſtänden ſehr beruhigendes Nachlaſſen und Nachgeben, eine Mäßigung des Arbeitseifers; daneben freilich aber auch eine Steigerung des Hofglanzes — Kammerherren, Kammerjunker, Hofdamen, Staatsdamen, u. ſ. w. u. ſ. w. — die denn gleichfalls wieder Bedenken einflößen durfte, die man ſich aber, wie herkömmlich, lieber gefallen laſſen wollte, als all

die angedrohten Aenderungen und Eingriffe in das Privat- und Geſchäftsleben.

Für die eigentliche Umgebung des Herzogs, und zwar nicht bloß für die früheren Bekannten vom Degenberg und ſeinen übrigen Aufenthaltsorten her, ſondern auch für diejenigen ſchon, welche ihm erſt hier näher getreten waren, gab es in ſolchen Wandelungen, in dieſem — Aufſchwellen und Zuſammenſinken, nicht grade viel Wunderbares. Die Erſteren hatten ſo ziemlich voraus gewußt, daß es ſo gehen werde, und die anderen hatten gleichfalls ſchon eingeſehen, daß es nicht viel anders kommen könne. Sereniſſimus war weder ſo rüſtig noch geiſtig ſo friſch, wie er es ſeinen Jahren nach hätte ſein können und wie ſein erſtes Auftreten hatte glauben laſſen. Im Gegentheil war er nicht ſelten leidend — der ruſſiſche Feldzug war auch in dieſer Beziehung für ihn ein unvergeßlicher geworden — und geiſtig leicht ermüdet, ja, wenn man einen ſolchen Ausdruck auf einen ſolchen Herrn anwenden darf: ſtumpf, und daneben endlich in ſeinen Beſchäftigungen und Neigungen weder ſtetig noch voll Ausdauer. Früher, da er nur Soldat geweſen und nur als ſolcher zu leben, zu ſorgen, ſich zu beſchäftigen gehabt, war dieſe Beſchränkung,

die ſich in ſeiner Natur fand, kaum recht ſichtbar und niemand ſchädlich geworden. Was ihm oblag und ihn beſchäftigte, war einerſeits ſo einfach, und andererſeits ſo geregelt und feſt beſtimmt, daß er, einmal im Gang, auch ohne ſein Zuthun und ohne irgend eine Anſtrengung in demſelben vom Dienſte ſelbſt erhalten wurde.

Darauf war das Leben auf dem Degenberg, auf Beſuchen bei verwandten oder befreundeten Höfen, auf Reiſen mit einer Muße über ihn gekommen, die man ſich kaum vollſtändiger denken konnte, und nun endlich ſollte er plötzlich nach dem einförmigen Dienſt- und dem ruhigſten Privatleben die in Wahrheit große und vielſeitige, anſpruchsvolle Thätigkeit des regierenden Fürſten auf ſich nehmen. Was Wunder, wenn ihm dieſelbe bald geiſtig und körperlich zu viel wurde, wenn ihn die verſchiedenartigen Anforderungen in Verlegenheit brachten, und er mit dem beſten Willen allen zu genügen, dennoch keiner recht nachzukommen vermochte oder — man muß am Ende billig ſein! — ſeinen Neigungen entſprechend der einen hauptſächlich nachkam, darüber die anderen verſäumend! Vollends ſeit das Gefühl und Bewußtſein ſeines Ranges in einer Schärfe hervortrat, die bisher niemand an ihm

gekannt oder auch nur geahnt, und den Herrn keinen Mann seiner Umgebung neben sich, niemand zu Rath, Einwendung oder gar Widerspruch berechtigt erkennen ließ; und seit andrerseits der „Himmel" ihn mehr als die Erde in Anspruch nahm, war es mit jeder stetigen Fortführung der Geschäfte und mit einem ernstlichen Verfolgen der in Aussicht genommenen Ziele anscheinend ganz vorbei. Wie er früher nur Soldat gewesen, schien er jetzt nur noch oberster Seelenhirt seines Ländchens sein zu wollen. Seit wann diese Richtung und wodurch sie sich ihm eröffnet, wollte selbst seine Gemahlin nicht anzugeben wissen.

Von Einwirkungen und Einfluß Anderer war, und wie der Fürst seinen Rang und seine Stellung auffaßte, eigentlich sehr begreiflich, nichts zu bemerken. Selbst der Baron Reigenbach war, wie man sehr wohl wußte, in dieser Beziehung nicht besser daran als irgend ein anderer — der Herzog wollte zum mindesten immer selbstständig handeln. Und wenn man auch begriff und sah, daß er seiner Gemahlin jetzt einen freieren Spielraum in allem ließ, was sich auf die — man muß wohl sagen: Erschaffung eines Hofes und des Hoflebens bezog, und ihren Neigungen

und Wünſchen, wenn auch zuweilen achſelzuckend oder ſogar finſterblickend, immer nachgab, — ſo erfuhr man doch gleichfalls auf das beſtimmteſte, daß der Privatverkehr der Herrſchaften ein durchaus äußerlicher und obendrein ſehr beſchränkter, daß ſie ſich faſt niemals mehr zu einer der früheren, gut ehelichen Plauder- oder Ausſprechſtunden zuſammenfänden, und daß geſchäftliche Beſprechungen von Seiten des Herzogs nicht begonnen, von Seiten der Herzogin nicht veranlaßt würden. Im Gegentheil ſollte auch ſie einmal unfreundlich genug mit ihrem mäßigenden Rath zurückgewieſen ſein, — glaublich auch um deßwillen, weil man den Fürſten, wie bemerkt, faſt gar nicht mehr anders als verſtimmt und finſter erblickte.

Es war eigentlich ſeltſam, daß ſich trotzdem plötzlich ein neues Gerücht von nahe bevorſtehenden großen Veränderungen und zahlreichen Neuerungen zu verbreiten begann, welche freilich meiſtens die völlige Ausbildung der Hofhaltung, die volle Entfaltung ihres Glanzes, die Rangordnung, Gnaden und — weßhalb ſollte man nicht ſo ſagen können? — Ungnaden, daneben aber doch einzelne Zweige der Staatsverwaltung, mit einem Wort, lauter höchſt

irdiſche Dinge betreffen ſollten. Woher dies Gerücht kam, wußte man wieder einmal ebenſo wenig als worauf es ſich gründete. Man erfuhr nichts von anderen oder eifrigeren Beſchäftigungen des Herzogs als den gewöhnlichen, man bemerkte keine neue Anſpannung an ihm und noch weniger irgend einen thätigen Einfluß auf ihn.

Das Einzige, was von dem bisherigen Gange einigermaßen abwich, war, daß der Herzog ein paarmal länger als gewöhnlich mit dem Vorſtande der Militärverwaltung und dem jetzigen Kommandeur der Truppen, dem Generalmajor von Keilfuß, arbeitete oder conferirte. Doch mußte man dies einerſeits ſehr begreiflich finden, da dieſe Seite der Verwaltung ſeither ziemlich vernachläſſigt worden war, und konnte es andrerſeits, von vielen wenigſtens, als ein erfreuliches Zeichen aufgenommen ſehen, daß der Gebieter doch noch nicht allem Irdiſchen abgeſagt habe. Man brachte es hiemit in Verbindung, daß man Sereniſſimus in dieſer Weihnachtszeit wirklich ein wenig heiterer und umgänglicher finden zu dürfen meinte und ihn in einem gewiſſen freundlichen und zutraulichen Verkehr mit ſeiner Gemahlin ſah, während er zugleich für die ſtattfindenden Feſtlichkeiten,

wenn auch keine Theilnahme, doch eine Art von spöttischer Duldung zeigte. Endlich — aber auch das hatte mit jenem Gerücht sicher nichts zu thun, — bemerkte man sehr wohl, daß die Herzogin der Prinzeß Julie und dem Prinzen Arthur mit sichtbarer Artigkeit, und selbst der Gräfin Blanche jetzt sogar zuvorkommend begegnete, ja daß der Herzog seinen Verwandten und der schönen Frau mehr Aufmerksamkeit erwies, als er bisher für nöthig gehalten zu haben schien.

Der Neujahrstag, hieß es, würde all das Neue an's Tageslicht bringen. Aber der Tag kam und verging, mit Ausnahme der Gratulationscour, wie alle. Die Herzogin war noch herablassender und freundlicher als überhaupt neuerdings, der Herzog wenigstens wohlwollender gewesen. „Man gebe sich Mühe Uns vergeben und vergessen zu lassen," hörte der Bürgermeister der Residenz, „und man bekümmere sich vor allem nicht um Dinge, die Uns angehen. So werden Wir euch auch wieder in Gnaden gewogen sein."

Am Dreikönigstage, dem Geburtsfest des Herzogs, da war es mit einemmale da, was man erwartet, und noch mehr, was man nicht erwartet hatte.

Die Verfügungen fanden im Regierungsblatt gar keinen Platz, sondern bildeten ein eigenes Heft, eine Art von Nachtrag zum „Staatshandbuch", das in extenso mitgetheilt, beinah einen eigenen Band unserer Erzählung bilden würde, und aus dem wir uns daher nur anzuführen erlauben: die gnädige Entlassung einiger „Diener", die auf ihr „Ansuchen" in den verdienten Ruhestand traten, darunter der alte Staatsminister und einige andere Greise, aber auch mancher noch rüstige Mann, und vor allen Dingen Leute, die, wie man bald herausfinden wollte, freilich für Starrköpfe, aber auch für ehrliche Leute galten, welche sich durch Glanz und Flitter nicht bestechen ließen, sondern das Wohl des Landes zur Richtschnur ihres Handelns gemacht hatten. Und sie, die bisher ihre Besoldungen verdienten, fielen fortan mit ihren Pensionen dem Lande vor ihrer Zeit zur Last!

Den Entlassungen folgten Ernennungen, eine lange Reihe, in allen Kreisen, bei allen Stellen, — oder auch die Bestätigung der bisherigen, meistens provisorischen Anstellungen. Zum Staatsminister wurde ein hoher Beamter des Nachbarstaats ernannt, der dem Herzog vermuthlich auf dem Degenberg bekannt geworden. Dann folgten die Hofstaaten, die

nun ihre feſte Einrichtung erhielten. Man bemerkte auch hier ſehr viel fremde, und ſehr wenig einheimiſche Namen, und fragte ſich denn doch ernſtlich, weßhalb der alte Landesadel — nur von dieſem Stande war die Rede, — noch immer im Hintergrunde bleibe. Hob man für ihn, wenn er endlich näher kam, noch andere Stellen auf? — Und an dieſe „Gnaden" ſchloſſen ſich weitere Beförderungen aller Art, auch Erhebungen in den Adelsſtand, zumal bei bürgerlichen Offizieren, deren es unter Herzog Friedrich viele gegeben hatte.

Darauf folgten die genaueſten Beſtimmungen über die Ehrenbezeugungen, welche den höchſten Herrſchaften, den hohen Verwandten und den Mitgliedern der Hofgeſellſchaft vom Militär und Civil zu erweiſen ſein ſollten. So weit ſie vom erſteren, dem Militär ausgingen, waren ſie nicht neu und fielen etwa nur darum auf, weil man aus der ausdrücklichen Anführung aller Einzelheiten — des Präſentirens mit dem Spiel und ohne Spiel, des Salutirens mit Gewehr bei Fuß, mit erhobenem oder geſenktem Sponton und ſo weiter — ſchließen mußte, daß man in der Ausführung neuerdings etwas nachläſſig geworden. Auf den Civilſtand ausgedehnt, leg-

ten sie dem Publikum aber einen Zwang auf, von dem hierzulande bisher niemand etwas gewußt, und der voraussichtlich zu zahllosen unfreiwilligen Uebertretungen, wo nicht gar zu absichtlichen Widerstandsäußerungen führen mußte. An einem schicklichen Gruß wollte sicher niemand es fehlen lassen, sobald er die höchsten Herrschaften erkannt hatte; aber daß man Front vor ihnen machen, stehen bleiben, den benützten Wagen halten lassen und in ihm sich erheben sollte, war wider alle Gewohnheit. Wo dergleichen auf die hohen Verwandten und sogar auf die Hofchargen ausgedehnt wurde, erschien es dem Publikum gradezu lächerlich. Prinz Arthur und Prinzeß Julie verlangten, wie man wußte, so etwas niemals. Man kannte sie von ihren Kinderjahren an und stand, wie schon erwähnt, mit ihnen auf einem gewissen zutraulichen, herzlichen Fuß; der Herzogin-Mutter gegenüber fand trotz des sie umgebenden Prunks bekanntlich das Gleiche statt. Und nun kommen noch gar die Hofchargen dazu, die Fremden, — wer kannte sie? Wen gingen sie im großen Publikum etwas an?

Und wenn das Angeführte schon viel Kopfschütteln und ernste Mißstimmung hervorrief, — was sollte man erst zu dem sagen, was nun folgte und

von Zeile zu Zeile beinah dem Lande immer Schwereres auferlegte! Es wurde ein neuer Orden gegründet mit Sternen, Kreuzen und Schleifen; einige Klaſſen deſſelben verliehen den perſönlichen Adel und waren auch mit Einkünften verbunden, von denen man nicht begriff, woher ſie kommen ſollten. Es wurde die „Uniformirung“ aller derjenigen angeordnet, welche in irgend einem öffentlichen Amt ſtanden und bisher noch keine Amtstracht gehabt hatten, und es ſchloß ſich daran eine genau ſpecialiſirte Rang- und Titelordnung. Und dann endlich kam eine bedeutende Vermehrung des Militärs, da der Anſatz der Matrikel der ſtarken Bevölkerungszunahme nicht entſpreche: aus dem Bataillon entſtand ein Regiment, die „Garde-Schwadron“ wurde um eine zweite vermehrt, und zum Schluß wurde eine „Leibgarde“ gegründet, hundert Mann ſtark, für den Wachdienſt im Schloß und bei den höchſten Herrſchaften, auch als eine Art von Offiziers- und Unteroffiziersſchule.

Das Mitgetheilte bedarf keiner weiteren Zuſätze, es ſpricht für ſich ſelbſt. Man begnügte ſich auch in der Reſidenz und im Lande, wenigſtens unter den Gebildeten, meiſtens ohne Worte, nur mit Blicken und hielt ſein Endurtheil gewiſſermaßen noch vor ſich

ſelbſt zurück. Denn es war anſcheinend leider nicht zu viel geargwöhnt, wenn man nach ſolchem Anfang auch einen ähnlichen Fortgang fürchten zu müſſen glaubte.

Aber auch in den Hof- und Regierungskreiſen waren in dieſen Tagen nicht wenige verwunderte und überraſchte Mienen zu finden, nicht ſowohl, weil man unzufrieden geweſen wäre — man war im Gegentheil höchlich kontentirt —, als vielmehr, daß ſich die Vorbereitungen zu dem allem jedem Blick hätten entziehen können, und der rechte Urheber und Rathgeber noch immer im Dunkeln blieb. Hatte ſich Sereniſſimus ſelber aufgerafft — an wem? Oder handelte ein Anderer, der den Herrn in der Oeffentlichkeit nur vorſchob? Wer ſtand ihm ſo nahe, hatte ſolchen Einfluß auf ihn, war mit ſolchem Einfluß der Herzogin ſo willkommen, daß ſie denſelben willig ertrug, ſie, die man immer beſſer als eine auf ihren Rang ſehr eiferſüchtige, ſelbſtändige, energiſche Dame erkennen lernte? Wer endlich hatte die Geſchäftsgewandtheit und die Energie, welche zu dem ſtrafferen Gange und höheren Fluge, den alles annehmen zu wollen ſchien, ausreichten? Denn man bemerkte die erhöhte und friſche, kräftige Thätigkeit nicht bloß im Innern, ſondern erfuhr auch, daß dieſelbe ſich gleichfalls in den

Beziehungen zu anderen Staaten und beſonders in einem ſehr entſchiedenen Auftreten gegen den —ſchen Hof offenbarte.

„Sollte Reigenbach dahinter ſtecken?“ fragte der Commerzienrath den Enkel, der gerade in dieſen Tagen von ſeiner lang ausgedehnten Geſchäftsreiſe zurückgekehrt war — man reiſ'te noch nicht ſo ſchnell, wie heutzutage, — abgeſehen davon, daß Erhard an fremden, zum Theil fernen Plätzen nicht bloß wegen des Hellenberg'ſchen großen Anlehens zu unterhandeln, ſondern für ſein Haus auch andere Negociationen zu führen gehabt hatte, die ſich nicht in der Eile abmachen ließen.

Erhard lachte mit der ganzen Leichtherzigkeit ſeiner früheren Tage, obgleich die Verwandten gemeint hatten, er ſei um vieles ernſter zurückgekehrt; es war aber doch wohl nur die Ermüdung nach der langen Winterreiſe geweſen. „Zu viel Ehre für meinen ſüßen alten Kameraden,“ ſagte er. „Ja wenn von den Vergnügungen und dem Ceremoniel die Rede wäre — einen Hofmarſchall gäb' er ſchon — warum wurde er's nicht? — Oder wo er jetzt ſteht, bei den Finanzen, da geht's! Er hat ſtets verſtanden Geld auszugeben und gelegentlich auch zu ſparen, vor allem

aber es ſich zu verſchaffen, der Himmel weiß woher. Aber zu Staatsgeſchäften — zu viel Ehre, Großpapa! Mein lieber Kamerad — beiläufig," unterbrach ſich der junge Mann von neuem lachend, „er hat mir auf die liebenswürdigſte Weiſe bemerklich gemacht, daß mein Scherz jetzt unſchicklich ſei, da er nicht mehr Rath ſondern Präſident."

„Du ſah'ſt ihn ſchon?" fragte Frau Eliſabeth.

„Ja wohl, Großmama. Da ich von Stillbergs kam, trat ich einen Augenblick bei Bertini ein, wollte mir doch einmal die Adelswirthſchaft betrachten."

„Und man machte dir bemerklich, daß es eben die Adelswirthſchaft, wie du ſie heißeſt?" bemerkte der Commerzienrath launig.

„Großpapa, wo denkſt du hin! Contrair! Reigenbach ſtellte mich einigen anderen Herren als einen jungen Mann von vielem Verdienſt vor, mit dem und deſſen Haus Sereniſſimus die gnädigſten Abſichten zu haben ſcheine."

„A la bonheur!" ſagte der alte Herr. „Hat er ſich nicht zu einigen Andeutungen herabgelaſſen?"

Erhard lächelte ſchlau. „Andeutungen — allerdings, aber auch nur ſolche! Geheimer Commerzienrath, der Onkel Hofbanquier, ein Kreuz mit Schleifen

für dich und der Adel für uns alle — eine Familie wie die unsere dürfe nicht ausgeschlossen bleiben, wo ein gewisser Rang verlangt würde."

„Na, dann nur gleich Ritter von Mörder!" meinte der Alte sarkastisch, „'s klingt doch prächtiger."

Erhard schüttelte lachend des Großvaters Hand; „o Großpapa, wir leben Gottlob noch lange mit einander," rief er lustig; „genau, was ich dem theuren Präsidenten erwiderte: da hätten wir doch wohl auf den Ritter Hoffnung, zumal unser Name ja eine Haupteigenschaft der ritterlichen Ahnen uralter Geschlechter angebe."

„Erhard!" sprach Frau Elisabeth vorwurfsvoll.

„Großmama, ich hatte die Wahl, ob ich mir die Zunge abbeißen oder den schlechten Witz loslassen wollte," versetzte der Unverbesserliche munter. „Er machte dann auch ganz den richtigen Eindruck: die neuen Bekannten kennen mich fortan besser als durch des Kameraden Schilderung, und euch und uns alle auch."

„Von einer Seite, welche ihnen weniger gut erscheinen möchte als dir in deinem Uebermuth," sagte die Matrone sorgenvoll.

„Hm, es fragt sich noch, Großmama. Zu be-

merken war wenigſtens nichts Bedenkliches. Ich glaube im Gegentheil, ſie wiſſen unſere Beſcheidenheit zu ehren, die ihnen obendrein eine Loge weiter im Theater ſichert."

„Im Theater — wenn wir eines hätten! Junge, was ſchwatzeſt du alles durcheinander?" fragte der alte Herr.

„Wieder genau, was ich dem Präſidenten ſagte!" erwiderte Erhard. „Man ſteht wegen der völligen Ueberſiedelung unſerer alten Sommertruppe in Unterhandlung. Die Logen bleiben dann für Hof und Adel, das Parterre für die Offiziere und andere Militärs, die man belohnen will, der Reſt wird dem Publikum eingeräumt werden, wenn es ſich notabene, ſolcher Gnade würdig zu machen weiß."

„Es wird Zeit, daß wir uns davon machen, Alter," ſagte Frau Eliſabeth nach einer Weile beinah wehmüthig; „es wird gar zu neumodiſch für uns in der Welt."

Der alte Herr ging, die Hände auf dem Rücken, bequem auf und ab. Auf die Worte der Gattin zuckte er lächelnd die Achſeln und meinte behaglich: „na, Mutter, wir beide ſchlagen uns ſchon noch mit unſerer alten Mode durch." Und weiterſchreitend,

fügte er nach einer Weile hinzu: „wie ſteht's mit dem Rittmeiſter? Kommt er noch nicht heraus? Was ſagt er hierzu, Junge?“

„Sagen? Fluchen — meinſt du?“ verſetzte Erhard lachend. „Er flucht über den Katarrh, der dich und ihn im Hauſe hält; er flucht, daß er in der Portechaiſe zu dir komme, wenn der Großonkel morgen noch Redensarten macht. Er flucht, daß man ihn zum Oberſtlieutenant ernannt und damit alle Welt und ihn ſelbſt in Verzweiflung bringe, da ihn nun jedermann zuerſt Rittmeiſter heißen und ihn dann um Verzeihung bitten werde. Er flucht beſonders, daß er ſich noch eine neue Uniform machen laſſen ſolle und am Ende dennoch bei Hofe erſcheinen müſſe. Die Teufel, Donnerwetter und ſonſtigen Elemente flogen alle neunmal kreuzweis umher. Du mußt wahrhaftig einmal nach ihm ſehen, Großmama,“ ſchloß Erhard luſtig.

Frau Eliſabeth ſagte nichts, aber der Alte fragte nach einer Pauſe im Auf- und Abgehen: „und daß Eugen zur Leibgarde kommt — was meint er dazu?“

„Da flucht er nicht, aber er ſieht aus, als woll' er die ganze Welt verſchlingen. Und Eugen ſelber bliebe lieber in ſeiner alten Stellung. Apropos, er

läßt euch um Nachsicht bitten, daß er so lange nicht da war. Aber der Dienst gehe scharf, Serenissimus selber komme in die Bahn und zum Exerciren.“

Es war wieder still im Zimmer. „Wie fandest du die Kleine?“ fragte Frau Elisabeth endlich leicht hin.

„Sie war ausgegangen und daheim wartete schon eine neue Bestellung auf sie — zur Gräfin Hellenberg, die heut endlich angelangt ist. Ueber diese Cordialität flucht der Rittmeister auch, und ganz sündhaft, Großmama.“

Sechszehntes Capitel.

Nähere Bekanntschaft mit einer schönen Frau und einem grünen Jungen. Herminens Herzensbeklemmung.

Graf Robert Hellenberg war mit seiner Familie wirklich endlich in der Residenz eingetroffen und widerlegte dadurch, wenn auch beinah schon zu spät, einigermaßen das Gerücht, nach welchem seine Verbindung mit dem neuen Hofe bereits mehr als gelockert sein sollte, und seine Stellung zu demselben eine womöglich noch kältere werden zu wollen schien, als diejenige, welche seine Familie dem alten Hofe gegenüber so viele Jahre lang eingenommen hatte.

Ein solcher Verdacht war in der That durch alles, was bisher geschehen und nicht geschehen war, gerechtfertigt worden. Man wußte gut genug, daß Graf Robert und seine Gemahlin mit den Degenbergern von jeher bekannter gewesen, als sich dies

einer anderen einheimiſchen Familie nachſagen ließ; man wußte eben ſo gut, daß er der Erſte geweſen, der ſich nach des Prinzen Eugen Tode dem Herzog Auguſt Wilhelm offen zugewandt und demſelben die Sympathien faſt des geſammten Adels zugebracht hatte. Man traute ihm zu, daß er vorzüglich ſeinen Schwager damals von allen perſönlichen Anſprüchen zurückgehalten und dieſer Partei zugeführt hatte, und daß Gräfin Blanche offen und im Geheimen für dieſelbe geworben hatte, war eine Sache, über welche niemand, der dieſen Kreiſen nahe ſtand, in Zweifel geblieben war. Endlich glaubte man hie und da annehmen zu dürfen, daß er den Herzog auch mit der That unterſtützt habe. Das große Anlehen, welches er bei dem Hauſe Morder gemacht hatte, floß wie nicht bloß unſere alten Bekannten argwöhnten, in die Privatkaſſe des neuen Fürſten und gewährte demſelben die Mittel zu einem würdigen und glänzenden Anfang ſeiner Regierung.

Trotzdem war bisher nichts bekannt geworden, was auf eine beſondere Bevorzugung der Hellenbergſchen Familie oder gar auf die derſelben ſchuldige Dankbarkeit hindeutete. Im Gegentheil trat, ganz abgeſehen von der Spannung mit dem Prinzen Arthur

und der beinah unhöflichen Kälte gegen Gräfin Blanche manches hervor, was man nur als die kühlste Gleichgültigkeit, wo nicht gar als etwas noch viel Schlimmeres auslegen konnte. Nicht allein, daß man den einheimiſchen Adel, deſſen erſte Familien faſt alle mit den Hellenberg verwandt, nichts weniger als bevorzugte oder an den Hof zu feſſeln ſuchte, man hatte des Grafen Robert und ſeiner Gemahlin bisher auch von dem herzoglichen Paar noch nicht einmal gedenken hören. Es war kein Ruf an ſie ergangen und ihre Abweſenheit anſcheinend völlig unbemerkt geblieben. Wir erinnern uns an die Kälte, mit welcher die Herzogin eine Bemerkung ihrer Kammerfrau über die Verdienſte der Hellenberg kurz abgeſchnitten hatte.

Es glaubte daher auch kein Menſch daran, daß Graf Robert die Kunde von der, freilich beſchleunigten, Huldigung in Dresden erhalten habe, daß darauf zuerſt er ſelbſt krank geworden und ſeitdem Gräfin Leonie ernſtlich leidend geweſen ſein ſollte. Die Hellenberg ſchmollten.

Und nun mit einemmal war eine andere Strömung eingetreten. Nun mit einemmal beehrte man Madame Gauche mit der gnädigſten Aufmerkſamkeit und

ſchmeichelhafter Vertraulichkeit. Nun mit einemmal wußte man von Burg Eyben und ihren Bewohnern und beklagte das Unwohlſein der Gräfin, wartete mit Ungeduld auf ihr endliches Erſcheinen, wußte ſtets von neuem etwas Freundliches über das gräfliche Paar zu ſagen, und endlich wußte man ſogar, daß die Herzogin an Gräfin Leonie eigenhändig geſchrieben.

Da mußten die Schmollenden wohl nachgeben, und jetzt hatten ſie es wirklich gethan. — —

„O weßhalb ſo ſpät, ſüßes Herz? Ich erwartete dich kaum noch!“ rief Gräfin Leonie, als Hermine Abends bei ihr erſchien und umarmte und küßte die „Kleine“ mit einer Art von Ungeſtüm. „Aber wie entzückend, daß du überhaupt noch kommſt! Ich habe mich gefreut auf dich!“ fügte ſie mit neuem Kuß hinzu.

Das junge Mädchen war über dieſe — Heftigkeit nannte ſie es vor ſich ſelbſt — der ſchönen, ihr ſo theuren Frau in dieſem Augenblick um ſo überraſchter, ja verlegener, als ſie beide nicht allein im Zimmer waren, ſondern einen Zuſchauer hatten.

Als bei ihrem Eintritt die Gräfin vom Divan aufgeſprungen war, der auch hier in einer kleinen, zeltartig drapirten Niſche ſtand, wie wir es im Palais

nebenan bei Madame Gauche gefunden haben, hatte ſich zugleich aus einem der naheſtehenden Lehnſtühle ein Herr erhoben — ein großer, ſchlanker, und wie Herminen erſchien, in jedem Zuge des männlich ſchönen Geſichts, in jeder Bewegung, in der ganzen Haltung ſeiner eleganten Geſtalt vornehmer Mann, deſſen dunkle Augen feſt auf ihr ruhten und ſie, als ſie mit der Gräfin jetzt aus dem Hintergrunde des Gemachs nach vorn kam, von neuem mit Intereſſe zu muſtern ſchienen. Er war ſichtbar noch nicht lange da, und wohl auch nicht für lange; ſein Hut — er war in einfacher,. dunkler Kleidung, wie ſie ſich für einen Bekannten eignete — ſtand auf dem nächſten Seſſel, die Handſchuh hatte er nicht ausgezogen. Es war natürlich jemand, der dem Hauſe nahe genug ſtand, um ſchon an dieſem Ankunftstage einzuſprechen, und eine gewiſſe Erregtheit, die ſich auch in ſeinem Geſichte abſpiegelte, ſprach von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, welche Herminens Eintritt unterbrochen hatte.

Sie fühlte ſich bei jedem Schritt, den Leonie ſie weiter zog, verlegener werden. „Ich wußte ſelber nicht, daß es ſchon ſo ſpät," ſagte ſie mit einem Blick auf die Uhr, „ſonſt hätte ich doch wohl bis

morgen gewartet. Dein Gruß, daß du endlich da, machte mir aber zu viel Freude —"

Die Gräfin ſchlang von neuem den Arm um ſie. „Herzchen, was haſt du?" rief ſie dabei, indem ſie ihr heiter in das verlegene Geſicht blickte. „Du willſt doch nicht wieder fremd und ſcheu werden? Es entzückt mich ja, daß du kamſt! Ich laſſe dich nicht fort! Du legſt ab — jedenfalls." Sie neſtelte bei ihren Worten ſchon den Mantel auf, ſie löſte die Bänder des Huts und nahm ihn dem Mädchen ab. „Wie hübſch du biſt!" rief ſie, da die langen blonden Locken an Herminens erglühenden Wangen herabfielen. „Wie allerliebſt dir das ſteht! Du trugſt ſie bei uns noch nicht?"

Hermine erröthete vielleicht noch ein wenig tiefer, aber das Lächeln, das jetzt über ihre Züge glitt, war doch beinah ein ſchalkhaftes und auch in dem Blick, der ſich ſchüchtern zu der Freundin erhob, lauſchte die Schelmerei. „Lache mich aus," ſprach ſie abgebrochen; „ſie erinnerten mich an dich — ſie gefielen mir bei dir ſo ſehr gut — hätt' ich nur auch dein goldenes Blond!" — Und mit freierem Blick und Ton fügte ſie munter hinzu: „der Papa iſt aber gar nicht damit zufrieden, ſondern zankt alle Tage mit

mir wegen ſolcher ſchmachtender Engländereien, wie er's heißt.“

„Du biſt reizend — liebreizend!“ rief die ſchöne Frau voll des früheren Ungeſtüms, indem ſie des Mädchens Kopf zwiſchen ihre Hände faßte. „Steht es ihr nicht entzückend, Couſin?“

Sie zog Hermine zu ſich auf den Divan nieder und plauderte fort, mit der gleichen Anmuth und der gleichen Haſt, der gleichen Zerſtreutheit, müſſen wir wohl ſagen, plötzlich abſpringend und ebenſo plötzlich zurückkehrend, wenig achtend auf das, was Hermine oder der „Couſin“ genannte Herr, der dem jungen Mädchen nicht weiter bekannt wurde, gelegentlich etwa antworteten oder ſonſt bemerkten: von des Gatten und ihrer Krankheit, von den Kindern, von Burg Eyben und Herminens dortigem Aufenthalt, von der Reiſe, von ihrem Bruder, vom Hof und den neuen Ereigniſſen und Verordnungen, — wir ſagen noch einmal: abſpringend, zerſtreut, aufgeregt, fieberhaft lebendig, luſtig, aber nicht heiter, anmuthig und liebreizend, wie das einmal die Grundzüge ihrer Natur, und doch wie unter dem Einfluß einer fremden, geheimnißvollen Macht.

Und es war nicht dies Weſen allein, was Her-

minen ſo fremd an der ſchönen Frau war, und ſie in jedem Augenblick durch irgend einen neuen Zug überraſchte, ſondern ſelbſt in der Erſcheinung derſelben fand ſie dies Fremde wieder: den gelöſten oberſten Knopf des bequemen und weichen Hauskleides, der den kleinen Spitzenkragen ſo weit zurückfallen und den ſchlanken Hals in ſeiner vollen Schönheit erſcheinen ließ; die blonden Locken, die in langen Ringen faſt ein wenig gar zu légere herabglitten; die glühenden Wangen, die Augen, deren Blau ihr noch nie ſo leuchtend und intenſiv erſchienen war, ſo unſtät, voll des wechſelvollſten Ausdrucks von einem zum anderen gleitend, nun voll Schmachten, und nun beinah ſchwermüthig, voll übermüthiger Luſt oder voll Leidenſchaft und wieder faſt träumend, niemals voll des ruhigen, herzlichen, heiteren Behagens der jungen, lebensfrohen und liebenswürdigen Frau, noch der taktvollen und gewandten Sicherheit der vornehmen und zugleich anmuthigen Dame.

Das junge Mädchen war im Grunde eine zu ruhige und klare Natur, um ſich dieſem Eindruck ohne Weiteres zu überlaſſen und denſelben wie einen wahren und richtigen anzunehmen. Sie fühlte ſich ſelber zu wenig frei und unbefangen, als daß ſie nicht hätte

zweifeln ſollen, ob alles, was ſie ſah und hörte, in Wirklichkeit ſo ſcharf und fremd hervortrat, oder nur ihrem eigenen getrübten Blick ſo erſchien. Es war ja ſehr wohl möglich, daß ſie nur Nachwirkungen der Krankheit und der immerhin beſchwerlichen Reiſe vor ſich ſah. Aber die jedenfalls vorhandene Aufregung war ihr betrübend, und die Gegenwart des Unbekannten, deſſen Auge ſie mehr als einmal mit auffälligem Forſchen ſich zugewandt oder mit einem Ausdruck zu der Gräfin hinüberſtreifen ſah, den ſie nicht zu deuten wußte, wurde ihr immer drückender, ſo leicht und anſprechend er gelegentlich auch an der Unterhaltung ſich betheiligte. Sie erhob ſich endlich ſo unbefangen wie es ihr möglich, aber ſie konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: „du ſollteſt dich ſchonen, Leonie; ich finde dich doch noch ſehr angegriffen, mein theures Herz!“

„Weßhalb? Weil ich ein wenig erregt bin?“ fragte die Gräfin mit einer Schalkhaftigkeit lachend, die Herminen dennoch gezwungen erſchien. „Ach, Herz, das iſt nicht anders an ſolchem Tage oder vielmehr nach ſolchen Tagen, denn wir fuhren ſchon geſtern Mittag aus. Die Reiſe, die Nacht am fremden Ort, die neue Fahrt, der Graf voll allerhand

Einfälle — ach Kind, du weißt noch nicht, was ſo ein Eheherr alles für unterhaltend hält! — Dann hier auch keine Ruhe, ſelbſt nach dem unerquicklichen Diner nicht. Du weißt, man hat inzwiſchen das Haus neu eingerichtet, ich bin mit dem Hausmeiſter durch alle Räume gelaufen, um mir das anzuſehen, — nachher kann nichts mehr geändert werden. Und dann — der Beſuch — ein ſo lieber und beglückender, aber — beruhigend war er grade nicht!" Sie lachte, ſie erröthete, ihre Augen ſtreiften den Fremden, und plötzlich bot ſie ihm in überwallender Herzlichkeit die kleine Hand.

„Du brichſt wirklich ſchon auf?" fragte ſie wieder zu Herminen gewendet, mit Lebhaftigkeit. „Warum?"

„Du bedarfſt Ruhe und meine Zeit iſt um, der Vater wird ſchon auf mich warten," verſetzte das Mädchen gepreßt.

„Aber du mußt mir verſprechen, daß du auf alle Fälle morgen früh bei mir biſt und lange bleibſt!" rief die Gräfin lebhaft. „Sonſt laß' ich dich nicht fort. Ich habe ſo viel mit dir zu ſprechen, was die Herren nicht verſtehen." Sie lächelte von neuem den Gaſt an.

„Wenn es irgend möglich ist, komme ich gegen Mittag," sagte Hermine einfach. —

Als sie das Gemach verlassen hatte, war es noch eine Weile still in demselben, bis der Fremde endlich in fragendem Tone sprach: „Fräulein von Stillberg, verstand ich?"

„Ja, ich habe Sie einander nicht vorgestellt — ich war wirklich verlegen —" versetzte die Gräfin abgebrochen und hörbar gepreßt. Und indem sie die bisher gesenkten Augen zu einem dennoch unstäten Blick auf den Gast erhob, fügte sie in noch bewegterem Tone hinzu: „nicht wahr, ein sehr hübsches, liebenswürdiges Mädchen, wenn auch heut ein wenig still?"

„Grausame!" sagte er und trat zu ihr, die noch neben dem Divan stand, er legte leise den Arm um sie und zog sie noch leiser an sich, sein Auge mit tiefem, heißem Blick auf ihrem glühenden Gesicht ruhend lassend. „Grausame — heut wollen Sie, daß meine Augen etwas Anderes sehen als Sie, heut!"

Sie stand an ihn gelehnt, als bedürfe sie eines Halts für ihre sichtbar zitternde Gestalt. Ihr Busen wogte, durch ihr Gesicht zuckte es wie von unterdrücktem Weinen. Und als sie endlich aufsah mit

einem ſcheuen, ſchmachtenden Blick, hing wirklich eine Thräne an der Wimper. Sie ſprach nicht; ihr Auge ſenkte ſich wieder. — —

Als Hermine in der folgenden Mittagsſtunde von neuem bei der Verwandten einſprach, nicht ohne eine gewiſſe Unruhe über das, was ſie heute an derſelben finden würde, fühlte ſie ihre Beſorgniſſe ſchon beim erſten Anblick zerſtreut. Die Gräfin zeigte ſich wenn auch noch ein wenig erregter und gewiſſermaßen ruhloſer als ſie für gewöhnlich zu ſein pflegte, doch bei weitem natürlicher, und wie Hermine es für ſich nannte, geſunder. Sie ſcherzte ſelber über ihre geſtrige Bewegung und fügte achſelzuckend hinzu, daß man eben niemals ſeiner ganz ſicher und völlig Herr ſeiner Gefühle ſei, zumal wenn, was uns geiſtig bewege, in einem Augenblick zu uns trete, wo der Körper ohnehin erſchüttert ſei.

„Es war eben ein ſehr überraſchender Beſuch," fügte ſie hinzu, „und er rief obendrein ſo viele Erinnerungen wach, die mich faſt noch mehr bewegten als die Gegenwart."

„Du nannteſt mir den Herrn nicht," ſagte Hermine mit einer nicht wohl zu überhörenden Gleichgültigkeit.

„Er machte mich nachher darauf aufmerksam,“ versetzte Leonie achselzuckend; „ich war gar zu zerstreut, zu bewegt — die Krankheit hat doch wohl noch etwas zurückgelassen. Und übrigens thut es nichts, du wirst ihn vermuthlich lange nicht wieder treffen. Hab' ich dir nicht von einem Vetter erzählt, der mit meinem Bruder und mir erzogen wurde? Als ich aus dem Institut kam, sah ich ihn zuletzt — er schwärmte damals für mich,“ fügte die schöne Frau mit einem leichten Seufzer lächelnd hinzu. „Dann hatte er viele Unannehmlichkeiten, die noch heute nachwirken, so daß er sich nicht ohne Gefahr hier zu zeigen wagen darf. Er war daher ganz incognito hier — er ist schon wieder fort, glaube ich. Sprich also nicht davon. — Du siehst wohl,“ schloß sie von neuem lächelnd, „ich durfte schon bewegt sein.“

„Vollends, wenn ihr beide einmal für einander schwärmtet,“ meinte Hermine neckend. „Was sagte der Graf zu diesem Besuch?“

„Spötterin!“ drohte die Gräfin lachend. „Wir beide — — sieh, wie böse die Kleine sein kann! — Der Graf, fragst du?“ fuhr sie lebhaft fort, ihr Lächeln wurde spöttisch und sie zuckte auch die Achseln. „Mit solchem Interesse traust du ihm zu viel zu!

Geſtern Nachmittag ging er zu Blanche — Gottlob, denn er hatte mich weidlich geplagt! — und jetzt wird er auch wieder dort ſein. Er hat keinen anderen Gedanken — ſelbſt die Zärtlichkeit, mit der er mich jüngſtens beehrt, als ſeien wir erſt fünf Wochen verheirathet — ach Kind, du glaubſt nicht, was ſo ein Mann alles für Einfälle hat! — hält davor nicht Stand! Nur von dir weiß er noch — er ſchwärmt für dich, man könnte ſchier eiferſüchtig darauf werden! Ein Glück nur, daß Blanche doch auch über dich geht. Aber Scherz bei Seite," fügte ſie heiter hinzu, „er bedauerte es geſtern Abend ganz unendlich, daß er dich verfehlt hatte, und freute ſich ſehr, da ich ihn auf heut Mittag vertröſten konnte. Zu deinem Vater wird er in den nächſten Tagen ſchwerlich kommen können, liebes Kind; Gott weiß, was jetzt alles auf uns eindrängen wird! Aber dich ſieht er hier, ich erwarte ihn beſtimmt. Du haſt es uns Beiden angethan, du liebreizendes Kind!"

Es war ſicher nicht dieſe Schmeichelrede, welche das junge Mädchen heut Morgen ſich bei der Verwandten viel wohler fühlen und lieber verweilen ließ, als in der geſtrigen Abendſtunde. Hermine war Mädchen genug, um die Zuneigung des gräflichen Paars

gern zu ſehen, aber auch um längſt gefühlt zu haben, daß ihr dieſelbe auf das herzlichſte zu eigen ſei — die Couſine ſagte ihr daher in jenen Worten nichts Neues, noch Beſtechendes. Es war vielmehr alles, was ſie um die Freundin und an derſelben fand, was ihr aus ihr entgegentrat: ihr freundliches, heiteres Weſen, dies ruhigbehagliche Bewegen in der anmuthigen Umgebung, die munter blickenden himmelblauen Augen, die heut ganz anders zur Geltung kamen als geſtern Abend mit ihrem heißen, unſtäten Leuchten, die weiße klare Stirn, die ſanftgerötheten Wangen; und zu dem allem auch jetzt wieder die Toilette, die wir den Leſerinnen nicht beſchreiben wollen, von der wir aber verſichern dürfen, daß ſie durch ihre bequeme Eleganz einen um vieles anderen Eindruck machen mußte als die, nicht unzierliche, aber ungewohnte Nachläſſigkeit, die geſtern bemerklich geworden.

Es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß gerade ein ſo trefflich erzogenes, ſauberes und feines, vor allem geſchmackvolles Mädchen wie Hermine, für dieſe, häufig viel zu ſehr mißachteten Aeußerlichkeiten ein ſehr gutes Auge hatte und keineswegs gleichgültig blieb. Sie hatte, wie ſie denn für die Verwandte ächt mädchenhaft ſchwärmte, geſtern Abend ein paar-

mal gedacht, daß ſie Leonie noch niemals ſo — freilich eigenthümlich — ſchön geſehen habe; aber am heutigen Morgen bat ſie ihr im Stillen dieſe Gedanken ab. Erſt heut war es die Frau, deren Anmuth und Lieblichkeit alle Welt bezauberte und alle Blicke zu feſſeln pflegte.

Sie gingen nun in's Nebenzimmer, wo ſie die Kinder fanden — ein neuer Vorzug des heutigen Tages; das junge Mädchen hatte geſtern die beiden fröhlichen, hübſchen Knaben mit einer Art von Bedauern vermißt, die nach ihrem Gefühl grade in dieſen erſten Stunden nach der Ankunft bei der Mutter hätten ihren Platz finden ſollen, denn während der Reiſe waren ſie von den Eltern getrennt im beſonderen Wagen gefahren. Graf Robert wollte es nicht anders. Und als ſie ſich eine Weile mit ihnen beſchäftigt hatten, rief Leonie nach Shawls, um mit der jungen Freundin einen Gang durch die Wohn- und Geſellſchaftsräume zu machen, die wie wir erfuhren, während der vergangenen Monate neu und glänzend hergerichtet waren.

„Du mußt den Schauplatz deiner Triumphe doch kennen lernen," ſagte ſie heiter. „Der Graf will, daß wir jetzt, wo wieder ein Hof da und wir ihm

nicht fremd, auch ein Haus machen, und ich will dich ſtets an meiner Seite haben, du ſtolze Schöne!"

Hermine lächelte halb beglückt und doch auch wieder halb verlegen. Die Freundſchaft der vornehmen Verwandten und die nähere Verbindung mit denſelben war ihr, wie wir wiſſen, ſchon lange als etwas Begehrenswerthes erſchienen; und nun, da es ihr im vollen Umfange geworden, mußte ſie ſich doch ganz heimlich fragen: weßhalb iſt es dir ſo lange verſagt geblieben und nun mit einemmal gegönnt? —

Als ſie eben in das reizende Gemach der Gräfin zurückgekehrt waren, öffnete der Diener die Thür für einen Beſuch, und es tanzte eine phantaſtiſche Erſcheinung in das Zimmer — ein blutjunger, ſehr hübſcher Menſch im reich mit Silber geſtickten Sammetwams, weißſeidenen Beinkleidern und Schnallenſchuhen, bauſchende Spitzen um Hals und Arm und an dem Bruſtausſchnitt des Wamſes, das Barett mit der Straußenfeder in der Hand, — kurz ungefähr in jener Tracht, wie ſie die Pagen, die ſogenannten „blauen Jungen" der alten Herzogin-Mutter zur Schau tragen mußten. Nur war hier die Farbe des Sammets nicht blau, ſondern ein leuchtendes Smaragdgrün, das allerdings zu dem etwas dunklen und doch

frischen Teint des Jünglings zu seinem schwarzen Haar und den dunklen Augen hübsch genug stand.

„Mein Himmel — was ist denn dies?“ sagte Leonie ganz verwundert, und da der schmucke Bursche jetzt — ohne ein Wort — schon vor ihr war, ihre Hand ergriff und an die Lippen führte, fügte sie belustigt hinzu: „ei mein Gott — wirklich Cousin Gaston! Und so galant und aufmerksam, mir einen Besuch zu machen!“

Der junge Mensch streifte mit einem raschen, neugierigen Blick Hermine, wandte sich dann jedoch mit einer graziösen Verbeugung wieder an die Gräfin und sprach mit einer Stimme, der man einen leisen fremden Accent anhörte: „Hoffentlich werden Sie mich nie ungalant finden, schöne Cousine! Heut jedoch komm' ich nicht aus Galanterie, sondern im Auftrage —“

„Mit einem Auftrage — von der alten Urgroßmama?“ rief die Gräfin, im komischen Schreck die Hände zusammenschlagend.

„Cousine — warum sind Sie so lange in der Wüste geblieben! Königliche Hoheit haben es in Gnaden erkannt, daß Höchstsie auch an Ihrem Hofe der Pagen nicht würden entbehren können, und daher

mich von der alten Hoheit erbeten, damit für die neuangeſtellten jungen rohen und leichtſinnigen Leute doch ein Lehrmeiſter und Muſter vorhanden ſei!"

„Welch ein Glück!" ſagte Leonie lachend, und auch Hermine konnte ſich des Lächelns nicht erwehren.

Der junge Menſch machte eine, ein wenig verletzte Miene, faßte ſich aber ſogleich und fuhr mit einer neuen Verbeugung und in ceremoniöſem Tone fort: „Königliche Hoheit gaben mir den Auftrag, Eurer Erlaucht Höchſtihren Gruß und zugleich den Wunſch zu bringen, daß Eure Erlaucht mit Ihrer Vorſtellung nicht bis zu der auf nächſten Montag beſtimmten großen Cour warten möchten. Zum mindeſten wünſchten Königliche Hoheit, Erlaucht noch vor dieſer Vorſtellung bei Sich zu ſehen — ganz privatim und ohne Ceremoniel. Die Stunde nach der Tafel, heut Abend, erſcheine Königlicher Hoheit ganz angemeſſen."

Gräfin Leonie hatte längſt aufgehört zu lachen, und ihr ſchönes Geſicht zeigte den Ausdruck eines ſteigenden Erſtaunens. „Alſo wirklich — von der regierenden Herzogin?" ſagte ſie endlich nachdenklich; „heut Abend — allein? In der That, dieſe Gnade beglückt und überraſcht mich," fügte ſie in ceremo-

niöſerem Tone hinzu, indem ſich zugleich auch die ganze Anmuth ihrer Geſtalt in der graziöſeſten Verneigung entfaltete. „Mein Gemahl und ich haben eine ſolche — ich ſage erfreut: Freundlichkeit nicht zu hoffen gewagt und gedachten allerdings erſt übermorgen den Hoheiten uns zu nahen.“

Und wieder eine Verneigung, und dann kehrte das Lächeln in das roſige Geſicht zurück, ſie ließ ſich in den nächſten Seſſel gleiten und ſprach munter: „und nun meine Gratulation zu dero Avancement, Couſin! Und dann — bitte, mein Herz, erlaube, daß ich dir meinen Couſin — den Vetter meiner Schwägerin Welzheim —, den ſehr edlen Herrn Chevalier Gaſton von St. Laurent vorſtelle und es ihm zur Pflicht mache, in dem Freifräulein Hermine von Stillberg nicht nur die liebenswürdigſte Verwandte, ſondern auch meine zärtlich geliebte Freundin zu adoriren.“

„Wozu es dem Fräulein gegenüber dieſer Aufforderung nicht bedurft hätte, Couſine!“ lachte der junge Menſch, deſſen braune Augen mit keckem Blick von einer der Damen zur anderen flogen. „Ich habe das Glück, Fräulein von Stillberg ſchon lange bewundert zu haben — aus der Ferne leider! — und

bin entzückt, daß Sie endlich aus Ihrer Clauſur hervortreten — meine Couſine, darf ich ja ſagen.“

„Charmant, Couſin!“ ſagte Gräfin Leonie beluſtigt. „Kecker Page und feiner Edelmann, — nicht wahr Hermine? Wir müſſen Königlicher Hoheit ſcharfen Blick bewundern, der grade Sie heraus fand, Gaſton, nicht minder als ihren Geſchmack — es gehören Pagen an einen glänzenden Hof, und dies Coſtume iſt allerliebſt.“ —

„Will's Gott, ſind Sie in ihm nicht vom Schloſſe hergekommen,“ bemerkte Hermine ſcherzend. Es herrſchte grade am heutigen Tage draußen eine ungewöhnliche Kälte, und der in dichten Maſſen vorübertreibende Schnee verſchloß jede Ausſicht. Wenn man damit die hübſche und kokette, raffinirt weichliche Kleidung des jungen Menſchen zuſammenhielt, konnte Einem allerdings etwas froſtig zu Muth werden.

Herr Gaſton lächelte beinah ſchwermüthig. „Ihre Theilnahme beglückt mich, mein Fräulein,“ ſagte er auch in melancholiſchem Tone. „Königliche Hoheit gaben mir den Auftrag, ohne, wie Sie eben gelaunt, vielleicht daran zu denken, daß derſelbe natürlich unſer Staatscoſtume erheiſchte, während in unſerer Pagengarderobe doch von Mänteln keine Spur vorhanden

iſt. Es war auch von keinem Fortſchaffungsmittel die Rede — der Stallmeiſter — Oberſtallmeiſter vacat! — iſt ein untraitabler Geſell und verweigerte mir gradezu einen Wagen, ſo daß ich wirklich in Angſt und Sorge die Treppe hinabging. Da aber — bewundern Sie mein Glück und meine Geiſtesgegenwart, meine Damen!" — es zuckte ein übermüthiges Lächeln über das kecke Geſicht — „da aber fand ich vor dem Portal einen Hofwagen. „Raſch — den Schlag auf!" — „Herr Chevalier, der Wagen wartet auf den Herrn Präſidenten von Reigenbach." — „Qu' importe? — Befehl Königlicher Hoheit — zu Erlaucht Hellenberg. Baron mag warten oder ſich beklagen — gleichviel." In den Wagen alſo — es war obendrein ein Pelz und ein Muff darin! — und da bin ich."

Nach luſtigem Lachen — denn wie der Jüngling ſeinen Streich vortrug, machte den Damen den Ernſt unmöglich, — ſagte Gräfin Leonie in einem gewiſſen bedenklichem Ton: „Präſident Reigenbach? Der ſchenkt Ihnen dieſen Streich nicht, wenn er ihn wirklich merkt, Couſin."

„Bah, laſſen Sie's ihn merken!" lautete die ſpottende Antwort. „Ein Page Königlicher Hoheit

im Dienſt wird hoffentlich nicht unſrem ſüßen Rechenmeiſter nachſtehen ſollen!“

Das blaue Auge der Gräfin ſtreifte das Geſicht des Pagen mit einem forſchenden Blick. Doch unterließ ſie jede weitere Bemerkung über den Streich und wandte ſich einem anderen Thema zu, das in raſcher Unterhaltung zu einem neuen und wieder zu einem anderen führten, bis der Page ſich endlich nach einem Blick auf die Uhr ganz erſchrocken erhob und die höchſte Eile für nöthig erklärte, wenn er nicht geſtraft werden wollte. „Sie glauben nicht, was für ein alter Schulmeiſter unſer eleganter Hofmarſchall ſein kann,“ ſagte er achſelzuckend, „und wie grimmig zuweilen Excellenz Derffen um ſich blickt!“

Trotzdem nahm er ſich doch noch Zeit, als er die Hand ſeiner Couſine zum Abſchied geküßt hatte und noch für einen Augenblick in der ſeinen behielt, zu ſagen: „apropos! Sie ſind freilich erſt geſtern gekommen, aber doch wohl ſchon mit Madame — Erlaucht Blanche zuſammen geweſen. Haben Sie nichts vom Grafen Valer Löwenburg gehört? Man flüſterte davon, daß er in der Stadt, obgleich ihm dieſelbe verboten. Sereniſſimus ſoll ganz grimmig

ſein und Sereniſſima ſah ich, da ihr davon geſagt wurde, die Stirn falten.“

Gräfin Leonie ſchüttelte wie verwundert den ſchönen Kopf. „Ich ſah Blanche kaum, und am wenigſten war von ſo entfernten Bekannten die Rede. Ich wußte überhaupt nicht einmal, daß er mit meiner Schwägerin ſo bekannt.“

„Couſine, wir fürchten eben, daß die ſchöne Dame viel Luſt zu einer großen Intrigue oder einer kleinen Verſchwörung haben möchte. Viele —“ der junge Menſch betonte das Wort auffällig ſcharf — „würden es ihr nicht einmal verdenken, im Gegentheil vielleicht gern helfen —“

„Mit einer ſolchen Hand!“ unterbrach ihn die Dame lachend, indem ſie die Hand des Pagen, die in dem knappen und feinen, tief unter den Spitzen ſich verlierenden weißen Handſchuh faſt kleiner erſchien als ihre eigene, ſcherzend erhob. „Armer Freund, Sie können ſie ja kaum für ſich rühren!“

Er küßte die Hand der Gräfin. Er erhob und betrachtete ſeine Rechte mit einem — wir müſſen wohl ſagen: koketten Blick, der dann zu den Damen hinüberſtreifte. „Ja, klein und fein, aber ſtark!“ ſagte er ſelbſtgefällig. „Stets bereit zum Schutz der

Damen! — A revoir!“ Und mit den Fingerspitzen Beiden einen Kuß zuwerfend, flog er aus dem Zimmer.

Hermine war allmälig wirklich so still geworden, wie sie den Lesern auch in unserer Erzählung erschienen sein möchte. Es waren zu viel Töne angeschlagen worden, welche ihr völlig fremd und nichts weniger als ansprechend klangen. Waren sie die herrschenden in jenem Hofleben, das dem jungen Mädchen seither zuweilen so verlockend in der Ferne aufgedämmert war, wie ein Eiland der Fee Morgana? — Sie schied bald, hinüber in ihre ruhige, schlichte Häuslichkeit, ohne die Rückkehr des Grafen abzuwarten.

Sie sah denselben auch am späten Abend nicht, wo sie dennoch einer neuen Bitte der Gräfin nachgegeben hatte und von neuem bei der schönen Frau weilte. „Ich muß noch ein wenig plaudern,“ meinte Leonie lächelnd, „und thu es mit niemand lieber als mit dir. Ich fühle mich hier ja auch fast noch fremd — es gibt jetzt der Unbekannten mehr als der alten Freunde, und meine Schwägerin hat andere Dinge im Kopf als eine behagliche Theestunde.“

„Du warest bei der Fürstin?“ fragte Hermine.

„Ja, gewiß. Das gehört auch dazu, es regt

auf und ſpannt ab, beides, und läßt uns von neuem uns nach Ruhe ſehnen, zumal, wenn ſie uns, wie mich bis geſtern, ſo tief und friedlich umfing und dann plötzlich vor tauſend Zerſtreuungen, Emotionen, neuen Beziehungen zu entfliehen beginnt. Ich darf mich übrigens nicht beklagen," fuhr die Dame fort, die wirklich völlig abgeſpannt in den weichen Polſtern ruhte. „Die Fürſtin war charmant — gradezu liebenswürdig — ſie kann das in hohem Grade ſein. Sie klagte über unſer langes Ausbleiben, ſie bedauerte manche unvermeidliche Mißverſtändniſſe, die jetzt ausgeglichen ſeien. Sie behauptete in mir etwas ihrer Natur Sympathiſches zu finden — wäre ſie nicht die Fürſtin, ſo würde ich ſagen, ſie habe mich um meine Freundſchaft gebeten. Ich ſpürt' es an allem und jedem, ſie fühlt ſich einſam, ſie iſt nicht glücklich. Und das könnte mich wahrhaft rühren und mich ihr ganz zu eigen machen, müßt' ich mich nicht immer fragen: woher dieſe Neigung, dies Vertrauen grade zu mir? Wir ſind uns bisher doch ſelten und nur für wenig Stunden begegnet."

„Braucht man mehr um dich zu lieben?" rief Hermine mit aufwallender Zärtlichkeit.

Ueber das reizende Geſicht der jungen Frau flog

ein ſüßes, faſt träumeriſches Lächeln und ſie ſchüttelte leiſe den blonden Kopf. Sie hielt Herminens Hand in der ihren und ſpielte mit den ſchlanken Fingern. Und erſt nach einer Weile ſagte ſie aufſchauend, wieder heiter: „es war auch von dir die Rede.“

„Bei der Fürſtin? Von mir?“ fragte das Mädchen erſtaunt und ungläubig.

„Ja doch. Die Hoheit fragte nach dir und unſrer Bekanntſchaft. Sie habe dich überaus loben hören, weßhalb du nicht vorgeſtellt worden; ſie wünſcht dich kennen zu lernen — deine Familie ſei lange zurückgeſetzt und verdiene nach allem, was ſie höre — dein Bruder gefalle ihr ſehr! — protegirt zu werden.“

„Aber Leonie!“ ſagte Hermine ganz betäubt.

„So iſt es, mein Herz,“ ſprach die Gräfin, den Arm um das Mädchen legend, mit zärtlichem und zugleich ſchalkhaftem Blick: „Mache dich daher immer auf allerlei Gutes und Neues gefaßt. Und nicht ſo erſtaunt und nicht ſo beſcheiden, Kind! Wer dich kennt, wie ich, weiß, daß du an einen anderen Platz gehörſt, und daß derſelbe dir werden muß.“

Siebzehntes Capitel.

Erſcheinungen, welche die Leſer für mehr als einen ihrer Freunde beſorgt machen dürften.

„Na — ſehe ich nicht wirklich aus wie ein Gott oder ein Narr — hole es der Teufel, all dies verwünſchte dumme Zeug, das einen Menſchen nur aus ſeiner Contenance bringt!“

Das waren die Worte, mit denen ſich der Rittmeiſter am Morgen des 24. Januar, des Geburtstages der Herzogin, in das Zimmer des Commerzienraths einführte. Wir ſehen aber, daß wir ſelbſt eben uns durch die Gewohnheit verführen ließen und die Vorherſage des alten Soldaten rechtfertigten: es war ja auch auf ihn ein Strahl allerhöchſter Gnade gefallen und er durch denſelben nach beinah dreißigjähriger Pauſe zu einem — obendrein ſehr großen Avancement gelangt, vom Rittmeiſter gleich zum

Oberſtlieutenant geworden. Eine Beförderung, die, wie es im Patente hieß, „bei einer gerechten Würdigung der bewieſenen Bravour und des patriotiſchen Geiſtes, mit welchem der u. ſ. w. Stillberg gegen den großen Erzfeind gedient, ſchon längſt hätte eintreten ſollen und die eintreten zu laſſen, Seiner Hoheit zur beſonderen Genugthuung gereiche.“ — In Betreff des Stils, in welchem dies erfreuliche Document abgefaßt war, müſſen die verehrten Leſer uns die Bemerkung erlauben, daß herzogliches Kabinet gleichfalls auf das gewiſſenhafteſte an dem Grundſatze feſthielt, die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit dieſes ſouveränen deutſchen Staats ſelbſt in ſolchen Nebendingen aufrecht zu erhalten und zu offenbaren.

Der alte Herr ſah jedoch in der ungewohnten Tracht ganz ſtattlich aus, die Ungebrochenheit und ſoldatiſche Straffheit ſeiner Geſtalt erſchien im vortheilhafteſten Licht, und ſelbſt der neue blanke Orden, der ihm gleichfalls geworden war, nahm ſich neben den alten edlen Ehrenzeichen der Kriegsjahre nicht gar zu geſchmacklos aus.

Der Commerzienrath betrachtete den greiſen Freund daher auch mit freundlichem Blick, und ſagte die Hand deſſelben ſchüttelnd, in ſeiner ge-

wohnten, halb ſcherzenden, halb beſchwichtigenden Weiſe: „nun, mein Alter, zu fluchen braucht Ihr darum am Ende doch nicht — es iſt Eurer Tüchtigkeit eine Anerkennung geworden, die ihr vor zwanzig Jahren ſchon gebührt hätte. Wenn dies das Uebelſte von allem Neuen wäre —“

„Nennt Ihr's etwa gut, daß ich da wieder in den bunten Rock kriechen und bei Hofe katzbuckeln ſoll?“ unterbrach ihn der Freund beinah barſch. „Vor meinen Blumen kann ich 'n krummen Rücken machen, aber vor Menſchen verſteh' ich's nimmer. Weiß der Teufel, wie ſie grade auf mich gekommen und was ſie mit mir vorhaben!“

„Na — alter Kriegskamerad — hm? Lager- und Bivouak-Erinnerungen — beſinnt Euch einmal!“

„Habe mich ſchon beſonnen — 's iſt nichts. War auch ſo Einer, wie ſie dazumal zu Dutzenden in den Hauptquartieren prunkten, den alten York ärgerten und von uns nicht über die Achſel einmal angeſehen wurden. Sind, meines Wiſſens, einander nie begegnet. Nein —“ und der Herr Oberſtlieutenant ſtapfte im Zimmer umher, als ärgere er ſich vor der Front ſeiner Truppen, und er ſchaute ordentlich grimmig darein — „will verdammt ſein, wenn's

nicht bloß auf einen Rippenstoß hinausläuft, den man unserem alten Hochseligen noch im Sarge applicirt, — oder —" und er strich mit dem Ballen der Hand den langen Bart ungestüm auseinander, — „wenn's nicht gar nur für den Vetter der Hellenberg ist! Die fetirt man ja, und die fetiren uns."

Der Commerzienrath schüttelte mit einem leisen Lächeln den weißen Kopf. „Nun Alter," meinte er, „wenn Ihr mit solchen Gedanken und solcher Visage herumspazieren müßt, solltet Ihr lieber nicht zu Hofe gehen. 's wundert mich, daß Ihr Euch überhaupt dazu entschlossen und Euch obendrein so proper herausgeputzt habt."

„Herausgeputzt!" Der Soldat murmelte einen Fluch. „Fangt einmal etwas an, wenn so ein Putzteufel, wie meine Kleine, den Kopf darauf setzt, den Papa in voller Würde erscheinen zu lassen! Da fehlt hier was, und da was! Da muß hier noch ein bischen ausgezupft und abgestäubt und der Teufel weiß was alles werden; die Handschuh sind nicht sauber genug, und die Stiefel zu blind, und die Orden sitzen auch nicht recht. Kurz, zum Davonlaufen, sag' ich Euch, und ich that's endlich auch. Und weil wir doch von der Kleinen reden," fügte er

finſter hinzu, „das gehört auch zum Ganzen. Man reißt ſie uns gradezu aus den Händen. Die, ſcheint's, zieht nächſter Tage ganz zu Hellenbergs hinüber — ſie ſchwört nicht höher als bei ihnen, und die Gräfin kann nicht mehr ohne ſie leben. Wenn ich nicht ein Einſehen habe —"

„Halt!" fiel der Commerzienrath ernſt ein, „verſündigt Euch nicht. Laßt dem Kinde das Vergnügen, auch ſolche Kreiſe einmal kennen zu lernen. und entfremdet es nicht ſelber Euch und uns durch Grillen, wie die damals im Herbſt waren. Ich kenne die Kleine auch und weiß, daß man uns die nicht entzieht, mag man ſie auch für einen Moment einmal ein wenig blenden und betäuben. Ihre Augen ſind Gottlob geſund, und ihr Herz iſt noch geſunder. Austoben müſſen wir alle einmal, dieſer ſo, jener ſo — und bei ihr wird's, glaub' ich, ſchneller vorüber ſein, als bei irgend einem Anderen."

Der alte Freund ſtapfte noch immer auf und ab, ohne auf des Commerzienraths Worte etwas zu erwidern. Endlich fiel ſein Blick auf die Uhr, deren Zeiger ſich bereits der Zwei näherten, und indem er ſeinen Hut vom Tiſch nahm, ſprach er, noch immer grollend und düſteren Blick's: „ſeht Alter, was mich

ſo rabiat macht, iſt am Ende nicht kindiſcher Eigenſinn und dergleichen, ſondern weil ich recht gut merke, daß ich thue, was ich nicht thun ſollte. Ich habe mit dem Hochſeligen nichts zu thun gehabt, nicht bloß, weil er grob und ungerecht gegen mich war, und ich mag mit denen da nichts zu thun haben, obgleich ſie mir den Schwanz ſtreichen. Ihr wißt das ungefähr. Und wenn ich nun doch gehe, ſo geſchieht's — grad' heraus, für meinen Jungen. Wenn ich heut' oder morgen einmal die Augen zumache, muß er ein wenig ſicherer ſituirt ſein, als ſeither, wo ich eben nichts für ihn thun konnte. Er hat den Namen und das Zeug dazu, all' dieſem neuen Geſindel Stand zu halten, und er ſoll nicht durch meine Schuld auf die Seite geſchoben werden." —

Der Commerzienrath ging, nachdem der Freund geſchieden, wieder einmal, die Hände auf dem Rücken bedächtig im Zimmer auf und ab. Er hatte in ſeinem langen Leben manches und manchen anders werden ſehen und wußte, daß es nur wenig Auserwählte ſind, welche im Strome der Zeit und ihrer Ereigniſſe fortgetragen, ſich nie durch Wirbel täuſchen und durch Seitenſtrömungen von der rechten Bahn fortreißen laſſen. Bei Stillberg hatte er dergleichen nach allem,

was neuerdings paſſirt war, gleichfalls gefürchtet und war nun ſehr zufrieden, den alten Freund unverändert wiederzufinden. Allein die Erinnerung an den Tod und die Bemerkung, daß der Greis in der That durch ſein Unwohlſein ſehr angegriffen erſchien — der Commerzienrath ſchüttelte traurig den Kopf. —

Die Kanonen donnerten ihren Geburtstagsgruß über die Stadt hin, vor dem Schloßportal rollten die Equipagen in unendlicher Reihe an, welche die Gratulirenden zur großen Cour führten, und wo es nur irgend einen Blick von ihnen zu erhaſchen gab, drängte das Publikum ſich trotz des kalten und obendrein unfreundlichen Wetters in dichten Schaaren herbei, — bald auf das Bitterſte enttäuſcht. Denn der Schloßhof, der wie ſonſt immer bei ſolchen, freilich ſehr ſeltenen Gelegenheiten, auch heute anfänglich offen und für jedermann zugänglich geblieben war, wurde nach einiger Zeit plötzlich durch heranreitende Leibgarden nicht grade höflich geräumt, und man mußte ſich begnügen, fortan die Köpfe an den Kutſchenfenſtern zu bewundern und die Leibgardiſten anzuſtarren, die man hier zum erſtenmal, wenn auch in kleiner Zahl erblickte — die ſchmuckſten Leute, die man in der „Garde-Schwadron“ gefunden und trotz

der kurzen Zwiſchenzeit ſchon völlig equipirt hatte, prachtvoll, geſtand man zu.

In den großen für dieſe Gelegenheit geöffneten Schloßſälen drängte ſich gleichfalls eine Menge zuſammen, aber ſie war etwas glanzvoller und fühlte ſich zum mindeſten comfortabler als die da draußen auf dem kalten Platz, obgleich auch unter ihr mancher weilen mochte, hinter deſſen glatten Hofmienen allerhand unruhige Geiſter hauſten, wäre es auch nur die Spannung auf die Aufnahme geweſen, die ihm von dem Fürſtenpaare werden dürfte. Man hatte ſchon Proben genug davon erhalten, daß niemand die Stimmung der Herrſchaften, zumal des Herzogs, vorherzuſagen, oder auf ſie zu bauen vermöge.

Heut jedoch glaubte man wirklich verhältnißmäßig ſicher ſein zu dürfen. Man hatte ſchon von dieſem und jenem Näherſtehenden erfahren, daß das Paar in ſehr gnädiger Laune und der Herzog ſogar heiter, beinah ein wenig ſcherzhaft ſei; er hatte ſeine Gemahlin, zur höchſten Ueberraſchung des Dienſtperſonals, früh Morgens noch in ihrem Schlafzimmer beſucht und ihr — „ganz bürgerlich herzlich," ſagte Dame Thereſe mit überfließenden Augen — ein kleines, ſcherzhaftes Geſchenk gebracht, das durch dieſe

Aufmerkſamkeit begreiflicherweiſe einen ganz unſchätzbaren Werth empfing.

„Sereniſſimus haben mich ſogar nach der Toilette Königlicher Hoheit gefragt,“ ſagte Thereſe zu Herrn von Reigenbach, der ſich wie häufig, auch heut bei ihr nach der herrſchenden Stimmung erkundigte; „Königliche Hoheit habe heut weniger die Herzogin als die ſchöne und glückliche Frau zu vertreten — ſie müſſe durch dieſen Schmuck alles überſtrahlen. Ach Herr Baron,“ fügte die Dame ganz bewegt hinzu, „welch ein erhebendes Beiſpiel, und auch wieder wie beſchämend für die vielen — ſchlechten Menſchen hierzulande!“

Und die Herrſchaften, da ſie jetzt eintraten und ihre Ronde begannen, zeigten ſich wirklich ſo gnädig und heiter, wie man ſie noch gar nicht geſehen zu haben meinte, und die Herzogin erſchien in einer Anmuth und Freundlichkeit, welche ihre in der That große Schönheit auf das ſiegreichſte hervortreten ließen. Es gab ſelbſt in dieſer glänzenden Verſammlung doch immerhin einige, die ſich durch all die neue Pracht und Macht nicht hatten beſtechen laſſen, vielmehr mit einer Art von Heimweh der alten, verhältnißmäßig einfachen Zeiten, der ſehr beſcheidenen Hof-

feſtlichkeiten und der mehrfach erwähnten patriarchaliſchen Weiſe gedachten, von welcher ſelbſt bei ſolchen Gelegenheiten der alte Hof nicht abzuweichen pflegte. Aber ſelbſt dieſe fingen an ſich heute wohl zu fühlen; man ſah es den Herrſchaften an, daß auch ihnen wohl ſei.

Es waren wenige in der Verſammlung, die ſich nicht irgend eines Zeichens der gnädigen Geſinnung zu erfreuen gehabt hätten, und bei vielen ſprach ſich dieſelbe ſo offen aus, daß ihnen ſelbſt und den nahen und fernen Beobachtern zu Muth war, als ſeien ſie von neuem und auf das glänzendſte decorirt worden. Vor allem waren es jedoch die Hellenberg, Gräfin Blanche ſo gut, wie die gräflichen Gatten, welchen die Gnade der Herrſchaften ſich in einem Grade offenbarte, daß darüber beinah ein Geflüſter entſtanden wäre. Die Fürſtin bot allen Dreien die Hand und duldete nur, daß der Graf dieſelbe an ſeine Lippen hob. Bei Blanche wies ſie dies Zeichen der Ehrerbietung mit einem lächelnden: „zwiſchen Verwandten, meine Couſine?“ — bei Gräfin Leonie mit den Worten zurück: „nicht doch, Gräfin! Ich möchte zuerſt Ihre Freundin, und dann erſt Ihre Fürſtin ſein.“ Und die Hand der Gräfin feſthaltend, fügte

ſie in wahrhaft herzlichem Tone und ſo laut, daß es weithin vernommen wurde, hinzu: „ich muß es Ihnen heut wiederholen, was ich neulich Ihnen allein ſagte — ich freue mich, Sie endlich zu ſehen und hoffe Sie nicht wieder vermiſſen zu müſſen.“

Und der Herzog hatte für Blanche gleichfalls ein vertrauliches, für Leonie ein ſchmeichelhaftes Wort — er ſagte wahrhaftig: „krank geweſen, hm? Faſt gratuliren müſſen zu ſolcher Krankheit — neue Stufe der Schönheit!“ Und in ſeinem ſonſt faſt immer düſteren oder müden blauen Auge zeigte ſich wirklich eine Art von Aufleuchten, durch welches der Eindruck ſeiner Worte noch um vieles verſtärkt wurde.

„Mein lieber Oberjägermeiſter,“ ſagte er, dem Grafen die Hand ſchüttelnd, „freue mich! Freue mich! Jetzt öfter ſehen als bei — Dings da — landwirthſchaftlichem Verein. Auch einmal Jäger geweſen — wieder anfangen, nächſten Herbſt!“ Und da er Graf Roberts Verlegenheit über den Titel bemerken mochte, der wie wir wiſſen, von deſſen Vorfahren niedergelegt und nicht wieder aufgenommen worden, fügte er gnädig und in weniger ellipſenreicher Sprache hinzu: „in unſrem Herzogthum kann nur ein Hellenberg Oberjägermeiſter ſein, wie ein

Löwenberg Herzog. Immer ſo geweſen, immer ſo bleiben.“

Bei unſrem alten Freunde Stillberg ſollte jedoch die auffälligſte Scene ſpielen. Er hatte in der Verſammlung wenig Bekannte gefunden und war auch von dieſen mehr mit erſtaunten, als mit freundſchaftlichen Blicken begrüßt worden, da man von ihm, trotz der ertheilten Gnaden, alles eher als ein Erſcheinen bei Hofe erwartet haben mochte. Er hatte ſich begreiflicherweiſe, zumal in ſeiner augenblicklichen verdrießlichen Stimmung, wenig darum gekümmert und noch weniger ſich jemand genähert — können ja zu mir kommen, dachte der alte Burſch' etwa —, ſondern ſich ruhig und in ſtraffer Haltung von Anfang an auf dem gleichen Platz gehalten, ziemlich am Ende des Herrenkreiſes. Nur mit dem Grafen und der Gräfin Hellenberg hatte er ſich im Vorbeigehen und trotz ſeiner üblen Stimmung ſo unbefangen und laut begrüßt, daß der Hofmarſchall darob ein ſchier entrüſtetes Geſicht machte.

Jetzt, war es Zufall oder ſo verabredet, trafen die Herrſchaften vor ihm zuſammen und ließen ſich den alten Soldaten zugleich vorſtellen — es kam, wie ſchon angedeutet, heut Manches vor, das

Excellenz Lohr Nervenzufälle verurſacht haben dürfte.

„Ich hätte mir Sie nicht ſo rüſtig gedacht, mein lieber Oberſtlieutenant,“ ſagte die Herzogin mit bezaubernder Freundlichkeit, „aber ich freue mich nun nur deſto mehr, denn ich darf Sie oft zu ſehen hoffen. Ich bin ein Soldatenkind, Herr Baron, und zur Verehrung unſerer Helden von Anno Dreizehn erzogen worden. Nicht wahr, Sie bringen mir nun auch Ihre Tochter — man hat ſie mir als eines ſo wackeren Vaters würdig gerühmt. Ihren Sohn kenne ich ſchon — ein tüchtiger Offizier, ſagt mir der Herzog; ich —“ und ſie lächelte anmuthig — „verſtehe mehr nur den Cavalier zu ſchätzen, der mich aus dem jungen Mann anſpricht. Alſo Ihre Tochter, lieber Oberſtlieutenant —“

„Königliche Hoheit irren ſich,“ unterbrach der Herzog ihre Rede und vergaß für den Augenblick ſchon zum zweitenmal der Ellipſen, „mein alter Kamerad muß von Ihnen Oberſt genannt werden — dummes Kanzleiverſehen, das ich aber gern ſelber gut mache. Hm — alter Kamrad, lange her, lange her! Böſe Nacht das, böſe Nacht! Wiſſen noch?“

Dem alten Soldaten war trotz aller Kaltblütig-

keit doch faſt ein wenig ſchwindlig geworden, und er wußte nicht, ob er wache oder träume. Erſt die letzten Worte des Herrn brachten ihn wieder zu ſich ſelbſt, damit aber auch zu ſeiner gewohnten Weiſe, und er ſagte unbefangen: „ſoll mich der —“ das „Teufel holen“ verſchluckte er Gottlob! — „wenn ich Eurer Hoheit Andeutung verſtehe. Erinnere mich bei Gott nicht, wo ich Hoheit damals begegnet ſein möchte.“

Die Herzogin, die ſich auf den Arm ihres Gemahls gelehnt hatte, lächelte, der Herzog lachte heraus, wie es noch keiner hierzulande vernommen, und als ſei in ihm der ganze alte Soldat wach geworden, ſprach er: „ei, glaub's! Verwünſcht dunkel damals! Wißt — bei Brienne, Teufelswirthſchaft! Waret zum Hauptquartier geſchickt — gabt mir ein Pferd, ritten zuſammen davon.“ Und von neuem lachend ſetzte er hinzu: „verwünſcht dunkel, hatte Euch aber am Nachmittag von Angeſicht geſehen, kenn' Euch wieder, alter Kamerad. — Hm, auf Wiederſehen. Müſſen Eins ausplaudern.“

Ungnade entlud ſich heute nur über ein einziges unglückliches Haupt, ohne daß der Träger deſſelben obendrein die erwartete Zerknirſchung gezeigt hätte.

Der Sanitätsrath Morder, der ſich vor dem Erſcheinen der Herrſchaften höchſt behaglich und wenig courmäßig mit ſeinem Nachbar unterhielt, wurde plötzlich von einem Kammerherrn hinausgewinkt und draußen unterrichtet, daß des Hofmarſchalls Excellenz ihn im Auftrage der Hoheiten fortan von Aufwartung bei Hofe dispenſire.

„Obligirt, Herr Kammerherr, obligirt! ſagte der alte Herr ſichtbar erfreut, „habe auch verzweifelt wenig Zeit zu ſolchem Herumſtehen.“

„Sanitätsrath Morder ſcheint Excellenz' Weiſung nicht ganz zu verſtehen,“ lispelte der Kammerherr mit nicht ganz verhehlter Indignation. „Ihro Hoheiten glauben deſſelben Dienſte hinfür nicht zu bedürfen.“

„Gratuliere, gratuliere!“ verſetzte der Arzt womöglich noch vergnügter. „'s gibt leider Kranke genug, die das nicht von ſich ſagen können. Serviteur, Herr Kammerherr! Schönen Dank!“ Und damit war er an der Thür und hinaus, und im nächſten Augenblicke ſchon rollte ſein Coupé über den Schloßplatz zu der eifrigen Fortſetzung ſeiner Krankenbeſuche.

Man erfuhr ſpäter, daß die Fürſtin geſagt hatte,

einen Mann, der dem abſcheulichen Gerücht über die Krankheit und den Tod des Prinzen Eugen nicht auf das entſchiedenſte entgegengetreten wäre, ſondern noch obendrein darüber geſpottet hätte, wie der alte Sanitätsrath es gethan, — den könne ſie nicht um ſich ſehen, geſchweige denn ſich von ihm gelegentlich behandeln laſſen. Ueberdies ſcheine er auch nicht die Formen zu haben, die ſich für denn Verkehr mit dem Hofe und den höchſten Herrſchaften eigneten. Die Zeit der alten rauhen Aerzte ſei vorüber. — Der Herzog hatte augenblicklich und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zugeſtimmt, wurde erzählt, und ſo war die Sache denn ſchnell abgethan.

Die Vorgänge bei der Gratulationscour, Gnade wie Ungnade, hatten ihren Weg in die Stadt ſchneller gefunden, als die von ihnen Betroffenen ſelber, und als Stillberg — wir kommen nachgrade ſelber in Verlegenheit, wie wir den alten Freund nennen ſollen, — anſcheinend ein wenig müde und ſichtbar ſehr ſtill, ja mit finſtrem Blick nach Hauſe gelangte, flog ihm Hermine ſchon lachend und jubelnd, mit fröhlichem Glückwunſch entgegen.

Das junge Mädchen war in dieſen letzten Tagen, deren größten Theil ſie wirklich bei und mit Gräfin

Leonie zugebracht hatte, nicht nur heiterer und lebhafter, sondern auch gewissermaßen bewußter und sicherer geworden, als fange sie erst jetzt an, die ihr gebührende Stelle im Leben zu erkennen und leichten und zugleich stolzen Schritts einzunehmen — man pflegt einen solchen Fortschritt wohl mit dem Ausdruck zu bezeichnen: sie lebte auf, und derselbe paßte auf sie um so besser, als die Veränderung nicht bloß in ihrer Stimmung bemerkbar wurde, sondern sich auch an ihrem Aeußern, in Ton und Wesen ausprägte. Aus dem anmuthigen und schönen, liebenswürdigen und einfachen Mädchen schien sich eine freilich nicht minder schöne und liebenswürdige Dame entwickeln zu wollen.

„Oberst, Baron von Stillberg, Seiner Hoheit Schloßhauptmann zu Löwenberg," sagte sie, einen ceremoniösen Ton annehmend und mit tiefer Verneigung, während ihre Augen glänzten und das Gesichtchen lächelte. „Oh Papa, meine schönsten Glückwünsche —"

„Sag' Du lieber: Gouverneur der Residenz — 's wär' eben so leicht möglich," unterbrach der Alte sie in einem seltsamen Tone, der es völlig unentschieden ließ, ob er im Ernst spreche oder spotte,

während er den Hut auf das Sopha warf und die Uniform auszog.

„O Papa, wir wohnen also im Schloß! Die Wohnung soll reizend sein —“

„So so! Schon alles fix und fertig?“ Er stellte den Degen in die Ecke und vertauschte die steife Binde vor dem Spiegel mit dem bequemen schwarzseidenen Tuch, das die Tochter ihm hinbot.

„Und Eugen Rittmeister und Kommandeur der Leibgarde — ach, Papa, es ist des Glücks fast zu viel!“

„Freilich! Und Du selbst obendrein Hof- oder gar Ehrendame, Freundin Ihrer Königlichen Hoheit! Oberhofmeisterin in spe! — 's ist enorm!“ Er zog seinen Hausrock an und stopfte sich die lange Pfeife.

„O spotte Du nur, Papa!“ sagte sie lächelnd und erröthend, „innerlich denkst Du doch anders und freust Dich über diese Anerkennung und Gnade. Und mir gönnest Du's sicherlich, daß ich mich freue für euch und auch für — mich.“

Er hatte sie ruhig ausreden lassen und die Pfeife angezündet. Nun strich er sich langsam über das dichte weiße Haar, setzte sich ganz bequem in seine Sophaecke, die Zeitung, die dort lag, zur Seite schie-

bend, und dann endlich sprach er mit festem Blick auf das vor dem Tisch stehende Mädchen: „so! Und nun sag' mir 'nmal, wer hat Dir das dumme Zeug eigentlich alles in den Kopf gesetzt, Kleine?"

Hermine war sichtbar verletzt. „Rosalie kam unmittelbar von der Cour hier angefahren," versetzte sie in dem gewissen kühlen Ton.

„Da muß sie bessere Ohren haben als ich, oder eines besonderen Vertrauens gewürdigt werden," meinte Stillberg phlegmatisch. „Es ist kein Wort davon wahr, als daß ich fortan Oberst sein soll — Kanzleiversehen nannte es der Herzog."

„Und die Schloßhauptmannschaft und Eugens Beförderung, Papa —"

„Und Deine Hofdamenschaft — Flunkerei oder gar Spott der einen Freundin über die hochfliegenden Träume der anderen."

„Und doch haben Königliche Hoheit nach mir gefragt und meine Vorstellung gewünscht," sagte sie von neuem piquirt. „Hättest Du —"

„Deine stillen Wünsche verstanden und so weiter! Aber lassen wir das jetzt und hören wir einmal, was der da uns für Gnaden zu erzählen weiß," fügte er hinzu, dem eintretenden Erhard die Hand entgegen-

ſtreckend. „Das iſt brav, Junge! Komm und rede mir 'n biſſel vor, ich bin grade marode genug, um ſelbſt das dummſte Zeug anzuhören. Haſt Du auch von all unſeren Beförderungen gehört?“

Hermine wandte ſich nach einer förmlichen Verbeugung verletzt ab und machte ſich an ihrem Fenſterplatz, wohin ſie ein Licht mitnahm, denn es war ſchon dunkel, zu thun. Erhard lächelte ſtill vor ſich hin; der Alte runzelte die Stirn, aber beide ſagten nichts.

Stillberg wurde indeſſen doch aufmerkſamer, da auch der junge Mann von den gleichen Nachrichten zu erzählen wußte — Herminens erwähnte er jedoch hierbei nicht. „Ich will nicht fürchten,“ meinte der Alte zuletzt grämlich, „daß wirklich ſo etwas im Werk. Für den Jungen iſt mir alles recht, für mich will und nehme ich nichts, wenn ich mir das Bisherige auch gefallen laſſen mußte. Ich wollt' den Teufel hier aus meiner lieben alten Stube und aus meinem Garten heraus und mir noch, der Satan weiß was für Verpflichtungen und Rückſichten auflegen laſſen! Was würde der Alte ſchon dazu ſagen, wenn ich ſein Haus im Stich ließe!“ fügte er launiger hinzu.

„O Papa, man wird's Euch im Gegentheil ver-

denken, wenn Ihr nach ſolcher Familie noch fragen wolltet!“ ſagte Erhard in einem gewiſſen, halb demüthigen, halb bewegt klingenden Ton, den das luſtige Blitzen des braunen Auges freilich Lügen ſtrafte.

„Was bedeutet der dumme Schnack?“ fragte der atte Herr die Stirn runzelnd.

„Er bedeutet, daß auch Ihr Euch mit dem Ausſchlagen von Gnaden in Acht nehmen ſollt, — man nimmt das an höchſter Stelle ſehr übel und ſtraft es — wie an Familie Morder zum abſchreckenden Exempel,“ erwiderte Erhard in der vorigen Weiſe.

Stillberg zog die Brauen noch feſter zuſammen.

„Redeſt Du endlich einmal vernünftig?“

„Nun, mein Gott und Herr, iſt das unvernünftig, wenn ich anführe, was iſt? Wenigſtens wäre es dann nicht meine Unvernunft. Familie Morder iſt in Ungnade!“ Und der junge Mann berichtete nicht nur, was ſich heut mit dem Sanitätsrath begeben, ſondern auch, daß der Großvater in Folge ſeiner Weigerung den Titel eines Geheimen Commerzienraths, den Orden und den Adel anzunehmen, eine wenn auch nur mündliche und, da der Alte nicht ausgehen konnte, an ſeinen Sohn gerichtete Zurechtweiſung der aller-

ungnädigsten Art von einem Ministerialrath empfangen habe und mit allerhand unbestimmten Drohungen für allerlei nicht recht verständliche Fälle bedacht worden sei. Von der Hofbanquierschaft Eberhards sei natürlich auch keine Rede mehr und was dergleichen mehr war. „Ich habe auch mein Theil erhalten," schloß der Erzähler schmunzelnd. „Man hat mich als ein Menschenkind bezeichnet, das sich überaus überflüssig mache und dem man demnächst und betreffenden Falls seine Schranken zeigen werde. Ist das alles nicht ein warnendes Beispiel, Papa?"

Der alte Herr hatte finsteren Blicks, jedoch ohne eine andere Bewegung, ja selbst ohne einen Laut zugehört, und nun erst, da Erhard schon eine Weile geschwiegen, murmelte er ein nur halb verständliches Wort — es lautete beinah wie „Krallen!" Er fügte nichts hinzu, und verhielt sich auch, da Erhard demnächst von anderen Dingen in seiner gewohnten Weise fortplauderte, ungewöhnlich still — nachdenklich oder zerstreut.

Der junge Mann brach endlich auf und schüttelte dem Greise zum Abschiede die Hand. „Mein Herr Oberst —" sagte er launig.

„Bleib' Du nur beim Rittmeister oder Papa,"

unterbrach Stillberg ihn gleichfalls in einer Art von ſpottendem Ton. „Ich bin wirklich ſchon zu alt und ſtumpf, um auf all die neuen Rufe Acht zu geben. Grüße die Alten, mein Junge, doch — ich ſehe ſie vielleicht eher als Du. Du gehſt noch nicht nach Hauſe, glaub' ich.“

„Noch nicht, Papa! Ich will noch ein wenig umherhorchen. Vielleicht bereiten ſich neue Schläge gegen uns vor. Man muß doch innerlich gerüſtet ſein. — Adieu Papa, adieu, Fräulein Herminchen.“ — Eine kühle Verbeugung antwortete ihm. Sie hatte heut kein Wort mit ihm geſprochen.

Als er hinaus war und der alte Herr ganz ſtill in der Ecke ſaß, ſagte Hermine ſo hin: „Die lieben alten Leute können Einem wahrhaft leid thun, aber kann man auch herausfordernder ſein? Die Leute prätendiren einen Platz über ihre eigentliche Stellung hinaus, und da man ihnen ein Recht zu ſolchen Anſprüchen gewähren will, weiſen ſie das — — zurück,“ ſetzte ſie nach hörbarem Stocken hinzu.

Der Alte ſtand auf und ſetzte die Pfeife fort. „Mache Dich zurecht, Kleine,“ ſprach er, als ſei nichts vorgefallen.

„Du willſt noch ausgehen, Papa?“ fragte ſie überraſcht.

„Natürlich, da ich's Gottlob wieder darf. Freue mich auf den Abend bei den Alten, ſind ſo lange nicht froh beiſammen geweſen.“

„Aber Papa, ich erwarte Eugen ganz beſtimmt, und möchte ihn gern ſehen, und ſpäter erwartet mich Leonie; ich —“

„Eugen kann uns nachkommen, und bei der Gräfin läſſeſt Du, wenn es nöthig, abſagen,“ ſchnitt er ihre Rede kurz und doch im ruhigſten, beinah phlegmatiſchen Tone ab, der durch ſeine völlige Ungewöhnlichkeit grade das Mädchen faſt noch mehr einſchüchterte, als es ein Ausbruch der Heftigkeit des Vaters gethan haben würde. „Sieh, mein Kind, was wir an den Leuten da —“ und er deutete in die Richtung der Marienſtraße — „haben, das wiſſen wir; was wir an Denen dort —“ und er machte eine unbeſtimmte Handbewegung — „finden können, das wiſſen wir nicht. Ich aber bin zu alt, und Du biſt noch nicht alt genug zum Probiren.“ —

Wir wiſſen nicht, ob Erhard grade die „Adelswirthſchaft,“ das elegante Kaffeehaus Bertini's für den paſſendſten Ort gehalten, ſein Umherhorchen zu

beginnen, aber er trat dort wirklich ein. Es konnte ihm nicht entgehen, daß von einigen Cavalieren, welche ſich an einem größeren Tiſche über die Erlebniſſe des Tags verſtändigten oder auch von den Strapazen der kurz zuvor beendeten Hoftafel erholten, mehr als ein, hier verwunderter, dort beinah entrüſteter, ja ſogar ein wenig verächtlicher Blick zu ihm hinüberſtreifte. Aber Monſieur Erhard hatte ſichtbar einen viel zu intereſſanten Artikel in der Zeitung gefunden, um von ſolchen Aeußerlichkeiten etwas zu bemerken oder auf einige — natürlich franzöſiſche Worte zu achten, die zuweilen laut wurden und ſich auf einen „Eindringling" zu beziehen ſchienen. Er hatte ſogar das Klingeln der Thürglocke überhört und ſah erſt auf, da er ſich plötzlich angeredet fand —

„Mein lieber Mörder — heiß' ich Glück! Suchte Sie!" ſagte der Präſident Reigenbach, der in Hut und Mantel vor ihm ſtand, ganz ſanft. „Hätte ein paar Worte für Sie — nichts Beſonderes hier zu thun, ſehe ich. Bitte, begleiten mich — draußen angenehmer! — Mir ſo heiß, ach mein Werther — angreifender Tag!"

„Zu Ihren Dienſten, lieber Präſident! Bin ordentlich neugierig," ſprach Erhard, ſorglos lächelnd,

indem er Hut und Mantel nahm und dem Anderen auf die Straße folgte, über welche ſich jetzt ein klarer, ſternenreicher Winternachthimmel hinwölbte. „Ihre Botſchaften ſind ſo pikant!“

„Bitte, Lieber! — Apropos — fatal, Lieber, aber als alter Bekannter verpflichtet — müſſen bemerkt haben, daß bei Bertini Art geſchloſſener Geſellſchaft —“

„Zu der ich nicht gehöre?“ unterbrach ihn der junge Mann unbefangen. „Lieber Freund, daran ſind Sie ſelber ſchuld! Sie haben mich neulich den Herren vorgeſtellt und mir mit ihnen viele Aufmerkſamkeit erwieſen —“

„Lieber!“ Des Präſidenten Stimme ſäuſelte wie ein Frühlingshauch, ſüß und ſchwermüthig. „Hofften ja auch, in Ihnen ein Mitglied ſehen zu dürfen! Aber nach Brusquerin von Großvater, Oheim, — unmöglich, impossible! Selber einſehen, Lieber! — Sie übrigens ja unſchuldig daran — nur ein wenig vorſichtig, dann alles noch gut werden. Und ich — können überzeugt ſein, nach Kräften für Sie wirken! Bin nicht der Mann, alte Bekanntſchaft zu vergeſſen. Verabreden andere Rendezvous. Zum Beiſpiel, Kohl-

berger — theurer Wein, aber gut, kleines Hinterzimmer ganz für uns.“

Erhard war ſtill. „Ganz recht,“ ſagte er nach einer Weile. „Alſo heut Abend —?“ —

„Heut Abend? Excusez! Habe noch im Cercle Ihrer Königlichen Hoheit zu erſcheinen. Bitte, — ei, fällt mir ein — wollte fragen — kommen ſo viel umher — haben nichts vom Grafen Valer gehört?“

„Vom Grafen Löwenberg?“ fragte Erhard im verwundert klingenden Tone.

„Justement! — Hörten wohl, Sereniſſimus mit Recht erzürnt, wünſchten ſein Fernbleiben. Trotzdem hier — ſicher, wiſſen es beſtimmt! Vielleicht noch — aber wo? Stadt doch nicht ſo groß? Am Ende von ſchönen Händen ver- — ſchleiert — bitte, hahaha, guter Einfall das? — Könnten ſich ſehr empfehlen, Lieber, wenn darüber Auskunft geben könnten! Vieles gut machen — vielleicht —“

„Lieber Freund — Sie beglücken und beunglücken mich im gleichen Moment!“ Des jungen Mannes Stimme vibrirte ſeltſam, aber es war zu dunkel, als daß Reigenbachs Auge auch vom Ausdruck ſeines Geſichts etwas hätte wahrnehmen können. „Die ſchönen Hände verſchleiern ihn dann vor mir ſicherlich

noch tiefer, zumal ich nicht einmal die Hände selber kenne. Und überhaupt möchte man vom Grafen in Ihren Kreisen leichter erfahren, als in meinen — die sind ihm zu fern."

„Bitte, nicht gar zu bescheiden, Lieber! — Madame —" der Präsident lachte ganz leise und vergnügt, — „Erlaucht Blanche — gelt, Lieber, wir wissen wohl!"

Erhard lachte ungenirt desto lauter. „Setzt Euch nichts in den Kopf, Präsidentchen," sagte er. „Madame Gauche und ich verhandelten nur einmal — nicht über den Grafen Löwenberg. Könnt's, glauben."

„Nun, Lieber, — muß Sie jetzt verlassen, aber sollten Sie etwas hören —"

„Sicher, bei Kohlberger! Adieu Präsidentchen!"

Achtzehntes Capitel,

in welchem einige Proben der egyptiſchen Zauberkunſt geliefert werden.

Erhard war von der Frage Reigenbachs nach dem „verſteckten Grafen“ in Wirklichkeit bei weitem mehr überraſcht worden, als er es zu zeigen für nöthig befunden hatte — das heißt, weniger durch die Frage ſelber, als vielmehr durch die Möglichkeit, daß der Graf hier ſein könne, und daß man dieſe Anweſenheit von — oben her? — für wichtig genug halte, um den Verſteckten mit ſolchem Eifer zu verfolgen und um jeden Preis auszuſpüren. Denn daß dieſer Eifer da war und daß man ganz wunderbare Mittel und Kräfte zum mindeſten verſuchte, blieb dem jungen Mann, da er ſich mit der Sache ernſtlicher zu beſchäftigen begann, nicht lange verborgen — man ſchien, wie man bisher denn überhaupt das

Aufſehen vermieden hatte, nur von einer wirklichen Hausſuchung durch die Polizei abgeſtanden zu ſein, während man im Palais des Grafen, wie auf einigen anderen Stellen dagegen alles verſucht und ausgeführt hatte, was dieſelbe erſetzen konnte und zu annähernd gleichen Reſultaten führen mußte. Und wie vorſichtig dies dennoch wieder geſchehen war, wurde Erhard klar, als er mehrmals merkte, daß die dadurch Betroffenen erſt durch ſeine Nachforſchungen zu verſtehen ſchienen, wie ſie zu dem einen oder anderen überraſchenden Beſuch gekommen und was man mit allerhand an ſie geſtellten Fragen im Grunde beabſichtigt habe.

Man durfte wohl fragen, was war der Grund zu ſolcher Erbitterung oder — doch Verfolgung gegen einen Herrn, dem man unmöglich feind bleiben konnte. Blieb der Herzog kinderlos und erkannte man nicht etwaige Anſprüche des Prinzen Arthur an, ſo hatte man den Nachfolger nur am —ſchen Hof oder im Grafen Valer zu ſuchen. War hier bloß die heilige Entrüſtung der Tugend über das „Laſter“ und ſeine Ausſchreitungen im Spiel, oder gab es noch andere — erdenloſere oder irdiſchere Gründe?

Denn allerdings, ſo weit der Hof im Herzog —

ſagen wir einmal: gipfelte, war man an demſelben außerordentlich fromm, und daneben — wir müſſen wieder hinzufügen: ſo weit es auf die Anſichten und den Willen der hohen Herrſchaften ankam, auch außerordentlich tugendhaft, ja beinah prude. Davon erfuhr Monſieur Erhard, als er ſich jetzt auf's Horchen legte, wie er es hieß, ſeltſame Dinge, und es kam ihm überhaupt Manches zu Augen und Ohren, was den Meiſten verborgen ſein mochte und, wie es faſt ſchien, auch verborgen bleiben ſollte. Es war überhaupt jener Zeitabſchnitt gekommen, der überall einmal eintritt, wo unter uns Menſchen etwas Neues zu Anſehen und Geltung gelangt oder erſt dahin ſtrebt — wir meinen die Zeit der Anecdoten und Witze, die nicht ſelten zwar unterſchätzt oder gar verachtet werden und die doch oft genug, zumal neuen Regierungen, gefährlicher werden und mehr ſchaden können, als alle übrigen Angriffsarten zuſammengenommen.

Wie Erhard in der Stadt und den Kreiſen ihrer Bewohner bekannt war, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm von Derartigem nichts verborgen wurde, und die Ungnade, welche die Familie Morder getroffen haben ſollte, war entweder nicht wirkſam genug, den

jungen Mann aus den alten Verbindungen und Beziehungen hinauszudrängen, oder gar für manchen nur ein Grund mehr, diese Verbindung fester oder eine neue erst anzuknüpfen.

Erhard war ein Mensch, den man zwar leichthin einen „Windbeutel" hieß und in dem man gewöhnlich nur einen Genossen für lustige oder doch müßige Stunden sehen wollte; allein es war dennoch etwas in oder an ihm, das den Meisten nicht recht klar wurde und sie schließlich mehr auf ihn achten, fester an ihm hängen ließ, als ihr eben angegebenes Urtheil rechtfertigen konnte — etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes, von dem er selbst freilich am wenigsten zu wissen, das er selbst durch sein Auftreten und Gebahren nicht im Entferntesten anzustreben schien, — das was manchen nicht zum Zürnen über gelegentliche Extravaganzen kommen und mehr und Besseres in ihm vermuthen ließ, als er zeigte; das, was ihm Leute verband, wie dem alten Großvater, den Rittmeister und dessen Sohn Eugen und mehr als einen ernsten, nüchternen Mann, und wieder sehr verschiedene — Geister, wie den Präsidenten Reigenbach und neuerdings die Kammerfrau Therese Herzog, welche sich trotz der „Ungnade" gar nicht selten im Mor-

der'ſchen Hauſe zeigte und mit Erhard ſichtbar gern plauderte, ja ſogar ſcherzte und ſich neckte. War das bei dieſen Letzteren nur die Bewunderung oder gelegentliche Benützung ſeiner „Allwiſſenheit," oder die Vorausſetzung, daß er in noch ganz andere Dinge und Verhältniſſe eingeweiht ſein dürfte, als man hie und da wohl einmal bemerkte?

Mit einem Wort, und um einen Vergleich zu wählen: ſein Leben und Treiben war wie ein Weg in der Ebene, auf den wir von der Höhe herabblicken und den wir ganz überſehen zu können meinen. Und dennoch verſchwindet der Wanderer, den wir verfolgen, mit einemmal vor uns — ſind unſere Augen nur müde geworden, oder iſt dort wirklich ein Schlupfwinkel, den wir nicht bemerkt haben — ein Graben, ein unbedeutendes Gebüſch, tief oder hoch genug, ihn zu verdecken? — Gleichviel, er iſt fort, zufällig oder abſichtlich, und es gewinnt ein neues Intereſſe für uns, Acht zu geben, wo und wie wir ihn wieder erblicken werden. —

Graf Valer und was mit ihm zuſammenhing, bildete jedoch im gegenwärtigen Zeitpunkt für Hof, Stadt und Land von Löwenberg nur eine Frage untergeordneter Art; es gab Anderes, Bedenklicheres

und Intereſſanteres für die Köpfe ſo gut, wie für Zungen und Ohren, und das Intereſſanteſte von allem war ſicherlich die Perſon der Herzogin und die Stellung, welche die hohe Frau täglich entſchiedener einzunehmen begann. Es war von ihr bisher verhältnißmäßig wenig die Rede geweſen; man wußte ſie ſtolz und prachtliebend, durchdrungen von einem hohen Gefühl ihrer neuen Stellung; man ſah, daß ſie trotzdem über der Fürſtin keineswegs die ſchöne, noch junge Frau vergaß, daß ſie Glanz und Pracht nicht bloß um der Würde der Erſteren willen, ſondern auch als Begleiterinnen der Letzteren liebte und augenſcheinlich nicht ſelten weniger durch Gnade und Herablaſſung beglücken, als durch Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubern mochte; man bemerkte, daß ſie feinfühlend und ſittenſtreng, doch fernab von den pruden oder finſteren Anſchauungen und Urtheilen ihres Gemahls und einem heiteren Lebensgenuß keineswegs abgeſtorben war. Und endlich ahnte man wenigſtens in dem ſie zunächſt umgebenden Kreiſe, daß ſie innerlich mit ihrem Gemahl wenig harmonirte — in einem anderen Stande hätte man eine ſolche Ehe vielleicht eine „nicht glückliche" genannt —

und daß ſie ſich nur mit Schmerz in das Loos fand, keine Kinder zu haben.

So war es, wie geſagt, bisher geweſen, und nun mit einemmal wurde es bemerklich, daß die Fürſtin ſich mit dieſer Stellung nicht mehr begnügte, ſondern eine bei weitem andere anſtrebte, ja im Grunde ſchon gewonnen hatte — man fing an zu ahnen und bald auch zu erkennen, daß der Einfluß, der den Herzog beherrſchte, der ihre war, und bald durfte man dreiſt ſagen, daß Herzog Auguſt Wilhelm betete und exercirte und Herzogin Leopoldine in Wirklichkeit regierte, — auf das klügſte, mußte man zugeſtehen, und unter den beſtehenden Verhältniſſen keineswegs zum Schaden des Landes; denn wenn alles anſcheinend auch nach dem Willen des Herrn ging, gelangte es doch neuerdings unter viel milderen Formen zur Ausführung. Und andererſeits merkten wenigſtens die Eingeweihten, daß Sereniſſimus entweder ſeinen Mitregenten gar nicht ſah oder ſich doch die Herrſchaft deſſelben willig gefallen ließ. Es ſtand feſt, daß er es ganz gern ſah, wenn ſeine Gemahlin ſich nach und nach immer häufiger an dieſer oder jener Berathung betheiligte, ja hin und wider irgend ein Geſchäft ihm ganz abnahm. Und

da er nirgends einen Widerſtand bemerkte, der ihn hätte ſtutzig machen oder ſeinen Eigenſinn hervorrufen können, und niemals eine Leitung wahrnahm, ſondern ſtets Eingehen auf ſeine Intentionen, wie er glaubte, Zuſtimmung oder doch höchſtens nur einen Rath fand, den man ihm einleuchtend zu machen verſtand, ſo dachte er auch ſelber an keinerlei Widerſtand, ſondern fing an, ſich augenſcheinlich wohl zu fühlen und in ſeiner Art vergnügt und zufrieden zu ſein.

Er legte ſeiner Gemahlin nun auch, ſo viel man bemerkte, nichts oder doch weniger in den Weg, als man von ihm und ſeiner Sinnesrichtung hatte befürchten müſſen. Sie richtete ihr Leben und ihre Hofhaltung ein, wie es ihr Geſchmack und Neigung vorſchrieb; ſie erfreute ſich des Glanzes und der Heiterkeit der Feſtlichkeiten, welche die Saiſon mit ſich brachte — es war die erſte, welche die Reſidenz ſeit langer Zeit erlebte, und eine überaus glanz- und lebensvolle, da die reichen und vornehmen Familien, welche die Stadt füllten, dem Beiſpiel des Hofes nacheiferten. Der Herzog betheiligte ſich an ſolchem „Erdentaumel" zwar nur im unumgänglich nothwendigen, dennoch — oder vielleicht grade darum —

aber alle Welt befriedigenden Maße, und man wußte, daß er es hoch anſchlug, wenn die Herzogin trotz all dieſer weltlichen und doch für das Anſehen ſeines Hofes unentbehrlichen Zerſtreuungen, zu anderen Zeiten mit ihm ernſt ſein, den Regierungsgeſchäften nachgehen, dem Himmel zuſtreben mochte, niemals den öffentlichen oder Privatgottesdienſt verſäumte, ja ſogar ſich für ſeine Soldaten intereſſirte und an der in ſeinem Kabinet aufgeſtellten Gliederpuppe mit ihm nothwendig erſcheinende Uniformsänderungen ſtudirte. Er geſtand es dem Präſidenten Reigenbach und anderen Vertrauten mit lebhafter Genugthuung ein, daß ſie ihm den Plan an die Hand gegeben habe, der demnächſt ausgeführt werden ſollte: den Offizieren bürgerlichen Standes, welche eine Auszeichnung verdienten und doch nicht wohl mit einem, nur dem Adel gebührenden Orden zu belohnen wären, breite rothe Streifen an den Beinkleidern zu verleihen, während alle übrigen nur die bisher üblichen ſchmalen Nahteinfaſſungen behielten.

Es iſt begreiflich, daß man unter ſolchen täglich weniger verborgenen Umſtänden beſonders diejenigen in's Auge zu faſſen begann, welche der Herzogin nahe ſtanden, denen man einen Einfluß auf dieſe

zutrauen konnte, und da waren es denn vor allen Anderen der Graf und die Gräfin Hellenberg, die ſich einer ſtets zunehmenden Bevorzugung, ja was Gräfin Leonie anging, einer wachſenden, wirklichen Freundſchaft zu erfreuen hatten. Eine eigentliche Hofſtelle hatte keiner von ihnen empfangen oder angenommen — daß der Graf Oberjägermeiſter ſein ſollte, kam einſtweilen nicht in Betracht, — aber beide waren trotzdem mehr in der Nähe der Herrſchaften, beſonders der Fürſtin, als irgend eine der wirklichen Chargen, und ohne die Gräfin Leonie ſchien die hohe Frau gar nicht mehr ſein zu mögen. Sie machte gar kein Geheimniß, daß Urtheil und Geſchmack der Dame ſtets ihr angenehm und meiſtens maßgebend ſeien, und ſie tadelte es zuweilen ſcherzend, daß Leonie zu beſcheiden und zugleich zu ſtolz ſei, um gelegentlich wirklich zu rathen oder für ſich oder andere etwas zu bitten.

Und da die Umgebung der Fürſtin ſah oder zu ſehen glaubte, daß ſie hiemit etwas ausſprach, was wirklich der Fall, und bei der ſchönen Frau auch alles eher zu finden meinte, als die Luſt, ja nur als die Fähigkeit zu irgend einem bedenklichen oder unbequemen Einfluß, ſo gönnte man ihr im Ganzen die

hohe Freundschaft bereitwilliger, als dies in anderen ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Man mußte am Ende zugestehen, daß auch ihr Rang sie zu einer solchen Stellung in der Nähe der Herzogin berechtigte, und daß sie sich derselben durch Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit vor vielen würdig zeigte.

Von dem Grafen, welchen das herzogliche Paar gleichfalls entschieden gern in seiner Nähe sah, galt etwa das Gleiche. Man sah auch ihn keinerlei Einfluß üben oder erstreben, und traute auch ihm wenigstens nicht die Lust zu einem solchen zu. Man fand nur das Eine bemerkenswerth, daß die Herrschaften bei ihm bisher ausnahmsweise nie nach seinem Privatleben gefragt hatten. Wußten sie es von ihm allein nicht, daß er in gewissen Beziehungen nicht allzu skrupulös, sondern eben wie ein großer Herr und leichtlebiger Mann dachte und gelegentlich auch wohl lebte, oder wollten sie es nicht wissen? In diesen Punkten dachte die Herzogin sonst kaum weniger streng als ihr Gemahl, und so wohl zufrieden man in den Kreisen des Hofes und der höheren Gesellschaft mit ihrem Regiment sich zeigte, war doch die Klage eine stete, daß sie dem lustigen Lebensgenuß gar zu enge Schranken angewiesen habe und,

eben in jenen gewiſſen Punkten, ſchier gar zu bürgerlich denke. Wir müſſen wiederholen, was wir früher angeführt, denn es fand auch neuerdings ſtets wieder ſeine Anwendung: wo man von dem ſogenannten lockeren Lebenswandel eines Herrn und von dem einigermaßen freien Lebensgenuß einer Dame erfuhr, durfte man mit Beſtimmtheit auf irgend eine, hin und wider höchſt empfindliche Aeußerung des herzoglichen Paars und auf eine ſo oder ſo eingekleidete Strafe rechnen. Ja man wußte ſehr gut, daß in Folge ſolcher Strenge das Verhältniß zu der Gräfin Blanche ſtets ein gezwungenes, und daß ſelbſt Prinzeſſin Julie den Herrſchaften immer einigermaßen fremd blieb. Nur Hellenbergs waren bisher frei ausgegangen; die Gräfin ſollte ja aber freilich auch keine Veranlaſſung zu irgend einem Tadel bieten.

Darüber wollte neuerdings dieſer und jener zwar ein andres Urtheil fällen, vermuthlich jedoch ohne daß er ein ſolches hätte begründen können. Man wußte und hatte im Grunde nichts, was gegen die Gräfin ſprach, und man beobachtete ſie, wo ſie öffentlich erſchien, ſei es in ihrem eigenen Hauſe, das allen übrigen in Gaſtlichkeit und Geſelligkeit vorausging, ſei es in den Salons befreundeter Familien

oder bei Hofe, ſtets gleich vergeblich. Daß Einer oder der Andere, und vorzüglich Hermine, an der ſchönen Frau eine Veränderung wahrnehmen wollte, eine gewiſſe, freilich reizende, aber oft auch faſt übermüthige Koketterie, in Ton und Weſen, in Blick und Wort, oder etwas Nachdenkliches und Träumendes, Schmachtendes, aus dem dennoch, ohne vermittelnden Uebergang, plötzlich wieder jenes Uebermüthige, Freie und Kecke hervorſpringen konnte — mit einem Wort, eine durchaus ungleichmäßige Stimmung, die den Verkehr mit ihr manchem nicht mehr ſo erfreulich erſcheinen ließ: das geſtattete doch mehr als eine Deutung und berechtigte ſicher am wenigſten zu Folgerungen, die im Uebrigen, wie geſagt, durch nichts beſtätigt wurden.

Der hübſche kecke Page, deſſen ſich die Leſer entſinnen, hätte vermuthlich keinen Grund anzugeben gewußt, weßhalb er ſich am Abend der zweiten großen Freiredoute, die der Herzog — wie es offiziell hieß — dem Hof und den übrigen gebildeten Kreiſen im Theaterſaale gab, ſo überaus angelegentlich mit der Beobachtung ſeiner ſchönen Couſine beſchäftigen mußte. Schwer gemacht wurde ihm dieſe nicht, da Leonie ſich heut, weil Graf Robert verreiſt

war, auf ausdrücklichen Wunsch der Herzogin, der nächsten Umgebung derselben angeschlossen hatte und daher auch für Gaston stets — man möchte sagen: zugänglich blieb. Dennoch ward sie, als die Herzogin von ihrem Rundgange durch den Saal in die große Loge zurückgekehrt war, plötzlich vermißt, ohne daß zum mindesten der Page ihr Verschwinden bemerkt hätte — es war freilich sehr voll, und der junge Mensch war grade in der letzten Zeit durch diesen oder jenen Auftrag in Anspruch genommen worden. Nun, da er noch suchend umherspähte, vernahm er die Meldung der Hofdame, des Fräulein Bertha von Rausnitz, daß Gräfin Leonie sich wegen unerträglicher Kopfschmerzen zu entfernen gewagt habe. —

„Aermste!“ sagte die Fürstin theilnahmsvoll; „es ist wahr, sie sah angegriffen aus, und die Atmosphäre in diesem Saal ist selbst für Gesunde fast überwältigend. Sie ruht sich aus?“

„Erlaucht wollte nach Hause fahren, Königliche Hoheit.“

„Sehen Sie nach, Gaston, ob Ihre Cousine schon fort ist oder irgend einer Bedienung bedarf,“ sagte die Fürstin zu dem Pagen, dem sie überhaupt

ein Wohlwollen erwies, das der junge hübſche Menſch freilich durch ſeine Gewandtheit und, wo es den Dienſt der Gebieterin ſelbſt galt, auch durch Geſetztheit und Vorſicht ſich zu erhalten verſtand.

Der Page eilte fort, — man hätte ſagen mögen: nicht um des Auftrags willen, ſondern für ſich ſelbſt, da aus der Meldung ihn etwas anſprach, das ihm Leonien's Angabe nur wie einen Vorwand erſcheinen ließ — weßhalb, darüber hätte er ſich vielleicht ſelber keine Rechenſchaft geben können. Es ſtimmte eben zu allem Anderen, was ihn heut Abend erfüllt hatte. Sein leichtes Blut kam erſt wieder zur Geltung, als er draußen erfuhr, Leonie habe ſich wirklich entfernt; — er zuckte die Achſeln — es war nichts mehr zu thun. Und da er noch keine Luſt hatte, ſeine augenblickliche Freiheit gegen den Zwang in der großen Loge aufzugeben, hüllte er ſeine ſchlanke Geſtalt in einen Domino, nahm eine andere Kopfbedeckung und Maske und ſchlüpfte in den Wirbel des Saals hinab.

Aber es war, als ſolle er heut Abend nicht los kommen von den Vorſtellungen und Regungen, die er ſelbſt am wenigſten verſtand, und er war erſt einmal durch das Gewühl entlang geglitten, als er, ohne zu

wiſſen weßhalb, ſeine Aufmerkſamkeit durch eine Nonne gefeſſelt fand, die ihm am Arm eines großen Pilgers begegnete, beide tief verhüllt und völlig unerkennbar, im leiſen Geſpräch, und ſichtbar ohne im Entfernteſten Antheil an dem Treiben und der Luſt der bunten Menge zu nehmen, auf ein paar ſcherzende Anreden nur kurz antwortend. Aber grade eine ſolche Antwort feſſelte den Pagen noch feſter an die Schritte des Paars. Er folgte ihm, da es den Saal verließ und — mußte dennoch einen Augenblick zurückbleiben, da die Beiden eine Nebentreppe hinabgingen, wo ſein Folgen nicht hätte unbemerkt bleiben können. Als er nach kurzer Pauſe gleichfalls hinunterſchlüpfte und an die Thür gelangte, fuhr eben ein Wagen fort, eine gewöhnliche Miethskutſche.

Das Abenteuer war zu Ende — und doch nicht ganz! Denn als Gaſton ſich ſchmollend abwenden wollte, erblickte er da, wo der Wagen gehalten hatte, am Boden etwas, das ſich beim Aufnehmen als ein kleiner weißer Damenhandſchuh erwies, freilich ein Kennzeichen, das am wenigſten eines zu ſein ſchien.

Aber als er in die Loge zurückkehrte, begegnete ihm an der Thür Gräfin Blanche, welche mit ihrem Gemahl eben aufbrechen zu wollen ſchien.

„Welche Dame hat Sie denn zu ihrem Ritter gemacht, Gaſton?“ fragte die Dame lachend, indem ſie auf den Handſchuh deutete, den er in einem Anfall übermüthiger Laune an der Agraffe des Baretts befeſtigt hatte.

„Leider kein Pfand, ſondern nur ein Fund!“ verſetzte er luſtig, „und ich weiß nicht einmal von wem, Erlaucht.“

„Zeigen Sie einmal her,“ ſagte Blanche aufmerkſamer und fügte, nachdem ſie das Kleidungsſtück erhalten und die drei kleinen goldenen Knöpfe betrachtet hatte, mit denen es um den Arm zu ſchließen war, lebhaft hinzu: „das iſt Leoniens Handſchuh, ich erkenne dieſe Knöpfe, die ſie neulich von Paris erhielt. Ich wette darauf, daß noch keine gleichen hier ſind. Sie liebt ſolchen Vorzug. Wo fanden Sie ihn?“

„Gräfin Leonie? Unmöglich!“ meinte der Page mit dem Ausdruck kindlichſter Ueberzeugung. „Ich fand ihn auf der ſogenannten Schauſpielertreppe —“

„Wo Sie meine Schwägerin ſuchten? Wie gewiſſenhaft!“ fiel Blanche ſchalkhaft ein.

„Nicht doch, es war ein — Privatgeſchäft,“ verſetzte er mit keckem Ton und noch keckerem Blick in ihre Augen.

„Junker, Junker!“ mahnte Prinz Arthur lachend. „Vergeſſen Sie auch ſchon, wie ſolid man bei Hofe ſein ſoll? Laſſen Sie wenigſtens nicht die Herzogin die Geſchichte dieſes Handſchuhs erfahren.“

„Aber ich, Gaſton, aber ich möchte davon hören — denken Sie daran,“ ſagte Blanche heiter. „Alſo a revoir!“

Gräfin Blanche hätte indeſſen ihre Wette allem Anſchein nach verlieren müſſen, und auch Gaſton durfte nicht wohl länger zweifeln, daß er ſich, wenn ihm überhaupt irgend ein Verdacht gekommen, geirrt habe, als er am nächſten Mittag einen Gruß der Fürſtin und ſeinen Fund zu ſeiner ſchönen Couſine brachte und denſelben von ihr verleugnet ſah, obgleich ſie anfänglich ſichtbar überraſcht war. Die Kammerfrau brachte die Handſchuh herbei, welche die Gräfin am vorigen Abend getragen — die Knöpfchen zeigten ſich völlig gleich. „Couſin, Sie müſſen das herausbringen,“ ſagte die Dame mit einer ſichtbar ein wenig eiferſüchtigen Regung. „Ich möchte eine ſolche Rivalin kennen lernen und —“ fügte ſie lachend hinzu — „auch ein wenig in die Intrigue blicken, die Sie da beobachtet haben.“

Auch ihr Unwohlſein mußte ein wirkliches ge-

weſen ſein; Leonie ſah müde und abgeſpannt und doch zugleich heiß aus, und auch ihre Augen zeigten ſich matt, wie nach einer ſchlechten Nacht. Sie erhob ſich gar nicht aus ihrer ruhenden Lage und machte auch keine Miene, den Pagen bei ſeinem ungewöhnlich ſchnellen Aufbruch zurückzuhalten, obgleich ſie denſelben neuerdings oft genug bei ſich ſah und ſich ſtets durch ſein Plaudern und ſeine Einfälle gern erheitern zu laſſen pflegte.

So fand auch Hermine noch die ſchöne Frau, als ſie gegen Abend bei ihr vorſprach, um ſich durch ſie von dem Feſt erzählen zu laſſen, welches ſich das Mädchen um einer ernſtlichen Krankheit des Vaters willen, hatte verſagen müſſen — im Voraus mit einer gewiſſen Bitterkeit, da ihre erwachte Jugend- und Lebensluſt ſich auch dieſes, wie bisher ſchon manches andere Vergnügen entzogen ſah, und obendrein Leonie ihr für den Abend eine wenn auch nur gelegentliche Vorſtellung bei der Herzogin verheißen hatte, — und nun zuletzt doch mit einer Art von Genugthuung: des Vaters Krankheit hatte grade an dem Redoutenabend eine Wendung genommen, daß die Tochter es ſich niemals verziehen haben würde, wäre ſie da nicht an ſeiner Seite geweſen.

Sie kam in niedergedrückter Stimmung und nur weil ſie es verſprochen, zu der Freundin, und wie ſie dieſe fand, vermochte ſie auch nicht zu zerſtreuen. Leoniens Erſcheinung erinnerte ſie unwillkürlich an jene Begegnung des erſten Abends nach der Ankunft — die Abſpannung und die Erregtheit, der matte und ſchmachtende und doch heiße Blick des Auges, die raſch wechſelnde Farbe des Geſichts, ein gleich ſchneller Wechſel der Stimmung von — Hermine hatte das noch niemals wahrgenommen — faſt ein wenig frivoler, übermüthiger Luſtigkeit zur beinah melancholiſchen Träumerei, endlich ſelbſt wieder einmal jene, das Mädchen befremdende Nachläſſigkeit in der Toilette.

Die Plauderſtunde wurde durch die zunehmende Befangenheit und das ſorgenvolle Nachdenken der einen, und durch die Zerſtreutheit der anderen Freundin ſehr beeinträchtigt, und beide hatten ſicherlich eine Empfindung der Erleichterung, als ein auf der Rampe des Palais anrollender Wagen einen Beſuch zu bringen verſprach. —

Faſt im nächſten Augenblick eilte die Kammerfrau durch die Nebenthür herein. „Erlaucht —“ ſtammelte ſie, ſichtbar in höchſter Aufregung, allein

bevor ſie noch ein weiteres Wort laut werden laſſen konnte, wurde die Portière der großen Flügelthür von zwei Dienern auseinandergeſchlagen, und herein trat in dunkler, einfacher Tracht eine Dame, bei deren Erblicken Leonie aus ihrer auch jetzt bewahrten bequemen Lage hoch aufzuckte —

„Königliche Hoheit!“ ſtammelte ſie, wie mit Blut übergoſſen.

„Bedauere, iſt daheim geblieben,“ ſagte die Fürſtin ſehr heiter. „Hier kommt nur die Freundin, um nach der Freundin zu ſehen, die ſie entbehrt. Es ſcheint aber doch nicht ganz ſo übel zu ſtehen, wie mir heut Mittag mein junger Bote beſchrieb,“ fügte ſie hinzu. Ihr Auge wandte ſich freundlich von der Gräfin auf die bebende Hermine.

„Königliche Hoheit geſtatten allergnädigſt, daß ich Ihnen Fräulein von Stillberg vorſtellen darf,“ ſprach Leonie, die Hand Herminens ergreifend, mit tiefer Verneigung. „Meine Couſine hat bisher —“

„Laſſen wir alles Ceremoniel, meine Freundin,“ fiel die Fürſtin lächelnd ein. Ihr Auge ruhte voll und groß auf dem jungen Mädchen und ſie bot ihm die Hand. „Sagen wir: alſo endlich! Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, mein Kind. Ich habe

viel Freundliches von Ihnen gehört, zu meinem Bedauern aber auch, daß eine ernſte Krankheit Ihres braven Vaters Sie noch immer fern von mir hielt.“

Die Fürſtin war — man muß das wiederholen! — ſehr heiter und plauderte und ſcherzte auf das ungezwungenſte. „Welch ein Glück,“ rief ſie, „daß Excellenz Lohr uns nicht controlirt! Da wäre aus meinem Penſionärinnenſtreich nichts geworden! Der Derffen hab' ich's einfach nicht geſagt, da fragt ſie nicht danach. Und dennoch, als ich mit Thereſe im Wagen ſaß, kam ich mir wie ein Vogel vor, der nur mit Mühe eben dem Bauer entſchlüpft! — Sehen Sie nicht ſo feierlich aus, Gräfin, mir iſt ſo heiter, ſo froh! Dieſe Ueberraſchung macht mir ſolche Freude!“

Hermine fühlte ſich völlig bezaubert, aber auch Leonie wußte kaum, wie ihr geſchah, ſo fremd war ſelbſt ihr an der hohen Frau dieſe Fülle der Liebenswürdigkeit, dieſer Frohſinn und dieſe Freiheit von allem Zwang der Würde. Und ſie freute ſich auch für die junge Verwandte, welche der Fürſtin ſichtbar gefiel und von derſelben auf das wohlwollendſte in die Unterhaltung gezogen wurde.

„Ich will's Ihnen offen ſagen," ſprach die Herzogin, bevor ſie wieder aufbrach, noch einmal zu dem jungen Mädchen, „man hatte mir Ihren Vater als einen Starr- und Trotzkopf geſchildert, der meiſtens durch ſeine eigene Schuld dem früheren Hofe ſo fern geblieben und von demſelben vernachläſſigt war, und es that dem Herzog und mir wahrhaft leid, als wir zu bemerken glaubten, daß dieſer Trotzkopf ſich auch gegen uns erheben wollte. Der Herzog und ich lieben dieſe alten Soldaten alle, und wie Ihr Vater ſich uns vorſtellte, hatte uns auch gefallen müſſen. Sein Sohn gefällt uns auch, von Ihnen hab' ich Freundliches und Gutes gehört — ich wollte Ihnen allen wohl und wünſchte das zu zeigen, und bedauerte dann die Zurückhaltung deſto mehr, die mir dies unmöglich machte. Seitdem iſt mir aber nicht bloß durch Ihres Vaters Krankheit manches erklärlich geworden. Er hat ohne Zweifel erſt das Terrain und die Geſellſchaft kennen lernen wollen, denen er ſein ſtreng und einſam erzogenes Kind anvertrauen ſollte. Ich verdenke ihm das nicht. Die Hofgeſellſchaft ſollte, wie ſie die erſte des Landes iſt, auch die tadelloſeſte und ehrenhafteſte ſein. Sie iſt das aber ſelten, und ich weiß

leider gut genug, daß es auch hier Elemente gibt," fügte sie, die Brauen zusammenziehend, im strengen Tone hinzu, „welche unserem Kreise nichts weniger als zur Zierde gereichen. Allein — das scheint einmal nicht anders sein zu sollen, und da reicht selbst die fürstliche Macht nicht weiter, als daß sie uns selbst und diejenigen schützt, die uns lieb sind. — Sagen Sie Ihrem Vater, daß er Sie mir ruhig anvertrauen darf," schloß sie wieder freundlich, „mir, mein Kind. Also auf baldiges Wiedersehen. — Adieu, Gräfin! Sie sehen wirklich leidend aus. Aber morgen müssen Sie wieder gesund sein, — ich muß Ihr freundliches Gesicht sehen." —

„Wie gnädig, — wie ganz hinreißend!" sagte Hermine mit dem vollen Enthusiasmus der Jugend, als der hohe Besuch sich entfernt hatte.

Gräfin Leonie ruhte bleich und abgespannt wie vorhin in den Polstern. „Ja," meinte sie in einem gewissen schleppenden Ton, „sie kann freilich sehr liebenswürdig sein, plagte sie sich und uns nur nicht mit solcher Strenge! Sie bessert nichts dadurch; im Gegentheil, sie macht ihre Umgebung nur zu Verstimmten, Heuchlern und Intriguanten. Weiter reicht ihre Macht nicht, sagt sie ja selbst." —

Es war, als hätte die Fürſtin gewußt, daß ihre Freundlichkeit für das junge Mädchen ein Licht war, das uns auf langem, dunklem Wege tröſtlich und friedlich nachſtrahlt. Denn in dieſer Nacht ſtarb der alte Rittmeiſter plötzlich an einem Herzſchlage.

Neunzehntes Capitel.

Gegen deſſen Inhalt der Verfaſſer ſich ausdrücklich verwahrt und ihn den Leſern für Dämmerſtunden empfiehlt.

Graf Hellenberg war von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, die ihn, man wußte nicht recht zu welchem Zweck in eine gleichfalls nicht bekannte Ferne geführt hatte, ſei es in Privatgeſchäften, ſei es mit irgend einem Auftrage des Herzogs, der ihm, wie wir wiſſen, in ſeiner Weiſe ſich ganz wohlgeſonnen erwies.

Er hatte ſeine Frau nicht daheim getroffen, welche bei der Probe eines franzöſiſchen Theaterſtücks betheiligt war; bis mit dem Frühling die wirklichen Schauſpieler zu feſtem Aufenthalt in die Reſidenz überſiedelten, half ſich der Hof mit einem Liebhabertheater für ſeine Kreiſe. Dann hatte er nach den Kindern geſehen und darauf ſuchte er ſeine Schweſter

auf — gleichfalls vergeblich. Blanche hatte nach der Aussage ihrer Kammerfrau bei der Prinzeß Julie in Mirabelle dinirt und war noch nicht heimgekehrt; der Prinz war schon am vergangenen Tage nach Hindenburg gefahren und gleichfalls nicht zurück.

Graf Robert war ziemlich verstimmt in seine Zimmer zurückgekehrt. Andere Kreise aufzusuchen, fühlte er sich zu müde, auch war es schon nicht mehr früh, und er mochte überdies Grund haben, nicht gleich nach seiner Ankunft müßigen oder neugierigen Fragern zu begegnen. Doch entschloß er sich nach einer Weile endlich zum Ausgehen — manche Menschen verstehen die Einsamkeit ihres Zimmers nicht zu ertragen — und hatte sich ohne Hülfe eines Dieners schon umgekleidet, als die kleine, den Lesern noch erinnerliche Tapetenthür geöffnet wurde und seine Schwester in das Gemach schlüpfte.

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn heiß und zärtlich. „Da bist du also wieder und, wie mir Leipold sagt, schon bei mir gewesen," sagte sie, den Arm um ihn legend, wie auch der seine um ihre schlanke Taille lag, ihr Auge begegnete mit sichtbarer Freude dem seinen. „Wie mir das leid thut! Wir sind uns so nahe und ich habe

doch weniger von dir als je. Da dacht' ich: haſt du mich umſonſt ſuchen müſſen, ſo muß ich probiren, ob ich mehr Glück habe, und wenn Leipold nicht Nervenzufälle bekommen hätte, wäre ich gekommen, wie ich aus dem Wagen ſtieg. So mußt' ich denn wohl erſt meinen Anzug wechſeln und — nun, Gottlob, du biſt ja noch da und bleibſt — gelt?"

„Natürlich," verſetzte er, aber in ſeinem Ton und noch mehr in ſeinem Auge war ein ſolcher Ausdruck von Spott oder Zweifel, daß ſie mit einem faſt ein wenig verdrießlichen Lächeln raſch fragte: „was gibt's? Du glaubſt mir nicht?"

„An dein Diner bei der Prinzeſſin in Mirabelle — warum nicht? Obgleich man's bei ſocher hübſchen Winterzeit nach meinem Geſchmack dort zu kalt finden möchte."

„Und doch waren wir da," ſagte ſie. Es zuckte wieder eine Art Verdruß durch die feinen Züge; ſie trat von ihm fort zu dem breiten Divan und — kauerte ſich, muß man wohl ſagen, in die eine Ecke deſſelben. „Wie es hier jetzt ſteht, könnten wir nach ſolchem guten und luſtigen Diner von oben her Gott weiß was alles erwarten — wenigſtens fänden wir nur maskirte Theilnehmer —"

„So arg?“ fragte er lächelnd.

„Sage: ſo unerträglich da, ſo feige hier. Und die Zuträgerei wird immer widerlicher und — gefährlicher. Denn wer iſt alles Zuträger? Da weichen wir, und — Gottlob, Mirabelle iſt nahe genug.“

„Und dort bleibt ihr unbeachtet, meint ihr?“ Der Graf ſchüttelte den Kopf.

„Doch unbeläſtigt. Die armen Unterthanen erhalten von dort kein böſes Beiſpiel — wir ſchaden uns nur ſelbſt. Und dort gibt's keine Spione, oder wie du dergleichen heißen willſt.“

„Und dennoch biſt du ſchon zurückgekehrt aus dieſem Aſyl?“ fragte er nach einer kleinen Pauſe nicht ohne Spott.

„Und hätte es ſicher nicht gethan, wäre in mir nicht ſo etwas von einer Ahnung, einem Drange nach daheim geweſen —“

„Gott behüte!“ rief er beluſtigt aus, „ſeit wann plagt dich ſo etwas?“

„Hab' ich unrecht gehabt? Biſt du nicht da?“ erwiderte ſie, ihm herzlich die Hand bietend; er hatte ſich neben ſie geſetzt. „Ich wiederhol's, wir haben weniger von einander als je, und ich hätte dieſe Stunde nach der Reiſe um vieles nicht verlieren mögen, Robert.“

„Du haſt etwas Beſonderes?“ fragte er, leicht die ſtarken, dunklen Brauen zuſammenziehend.

„Beſonderes? Nein.“ Und indem ſie ſich gegen ihn neigte und die Hände auf ſeine Schulter legte, ließ ſie ihre dunklen, glänzenden Augen mit dem Ausdruck einer faſt leidenſchaftlichen Zärtlichkeit ſeinem ernſten Blicke begegnen und ſprach dann gedämpft und weich: „ſoll ich nun mit einem mal mich nicht mehr nach dir ſehnen, mich auf dich freuen, du liebſter aller Menſchen? — Gönne mir das immerhin,“ fügte ſie hinzu, nachdem er, ſichtbar bewegt, ihren dunklen Scheitel mit ſeinen Lippen geſtreift, und nun den ſchönen Kopf leiſe gegen ſeine Bruſt drückte; „es iſt das Beſte und Schönſte, was es in mir giebt.“

Nach einer Weile richtete ſie ſich auf und lehnte ſich in ihre Ecke zurück; ihre Miene war heiter geworden und das dunkelblaue Auge hatte ſeinen gewohnten, halb ſicheren, halb übermüthigen ſtrahlenden Blick wiedergefunden. „Du biſt doch ein ungalanter Menſch,“ ſagte ſie ſcherzend; „ich bin von Mirabelle mitten in der behaglichſten Stunde fort, und du fragſt nicht einmal nach meinen Bedürfniſſen!“

„Alſo ein Glas Wein und eine Cigarre," ſcherzte er, nach dem Glockenzuge langend.

„Das erſte — ja, aber kalt! Die letztere — ich danke für heut," verſetzte ſie lachend. Und als der Wein da ſtand, hob ſie ihr Glas vor das Licht und betrachtete den röthlichen, duftigen Schaum mit einem gewiſſen fröhlichen Behagen, bevor ſie ihn ausſchlürfte.

„Es ſchmeckt mir doch nirgends beſſer als hier, und dein Champagner iſt auch beſſer als bei uns oder Julien. Trink' aus, Robert, daß du endlich ein wenig aufwachſt. Du biſt noch gar nicht wieder recht daheim."

Man merkte es wirklich wohl, daß er trotz ſeiner gelegentlichen Scherze doch zerſtreut und nicht heiter war. Und ſo nickte er auch jetzt nur mit dem Kopf zu ihren Worten und ſagte erſt nach einer Weile, indem er die angezündete Cigarre zwiſchen den Fingern drehte, leichthin: „der Prinz blieb noch in Mirabelle?"

„Arthur? Wo denkſt du hin!" rief ſie lachend aus. „Er iſt geſtern ſchon nach Hindenburg oder — Gott weiß, wohin ſonſt!"

„Ich habe bisher niemals mit dir über dies

Kapitel geredet," ſprach Robert und ſein braunes Auge — es war die einzige, wirkliche Unähnlichkeit in den Geſichtern der Geſchwiſter — begegnete dem der Schweſter mit ernſtem und zugleich innigem Blick; „es ſoll mich ja auch nichts angehen, allein, da du einmal etwas anzudeuten ſcheinſt, was dir freilich auch nicht wohl verborgen bleiben konnte, muß ich doch einmal fragen: Blanche, mein Herz iſt dir, wie er lebt und es treibt, wirklich gleichgültig und bringt dir niemals Sorgen?"

Trotz des Lächelns blickte ihr Auge ſtolz, da ſie erwiderte: „Sorgen? Um was? — Es war ganz recht, daß du mich danach nicht fragteſt," fuhr ſie im gleichen Tone, ja faſt noch ernſter fort; „da es aber geſchah, will ich dir antworten: es iſt mir weniger gleichgültig, als völlig recht und erwünſcht, wie es zwiſchen uns iſt. Nur dadurch behalte ich die eigene Lebensfreiheit, die ich mir niemals beſchränken laſſen würde; und hätte ich nicht die volle Sicherheit gehabt, daß es ſo kommen, oder vielmehr bleiben würde, ſo wäre ich niemals dieſe Verbindung eingegangen." Sie ſchlürfte wieder ihr Glas aus. „Und nun laß uns endlich fröhlich plaudern. Meine Zeit iſt bald um."

„Du erwarteſt noch jemand?“ fragte er mit einer Art von — war es mehr Lauern oder Schmollen?

„Allerdings — ich habe eine Art von Conferenz, um deren Geheimhaltung mir zu thun iſt, und die daher ſich — wie ſagen die Poeten? — in die Schleier der Nacht hüllt,“ entgegnete ſie ſcherzend.

„Erhard Morder wurde mir einmal als ein Theilnehmer an ſolchen Conferenzen genannt,“ ſagte er mit dem früheren Ausdruck.

Es flog etwas wie ein ganz leiſes Erröthen über die reine Bläſſe ihrer Züge und in ihrem Auge ſchien ſich eine Art von Ungeduld regen zu wollen. „Ei, ſieh da, Eiferſucht!“ ſprach ſie trotzdem noch ganz munter, fuhr aber ſogleich ernſter fort: „fange nicht auch an, wie die Anderen, Robert, ſondern denke ein wenig freier oder — wenn du willſt — größer. Laß Erhard nur gehen — es gibt wirklich gewiſſe alte Beziehungen zwiſchen uns, und wenn dieſelben auch beinah aus der Kinderzeit herſtammen, ſo halte ich doch jetzt noch offen und treu zu ihnen und beklage es von ganzem Herzen, daß Erhard uns nun einmal fern ſtehen muß. Es iſt ein Menſch von einem — Lebensgenie, will ich es heißen, das die dummen Leute um ihn her nicht ahnen, geſchweige denn wür-

digen — er verſchuldet das freilich meiſtens ſelber mit all' ſeinen Wunderlichkeiten, — das ich aber faſt noch nie an einem anderen Menſchen in gleichem Grade fand. Da iſt Uebermuth und Thorheit, aber auch Phantaſie, Geiſt und Tiefe, und ich wiederhole, daß ich ihn ernſtlich in unſerer Nähe vermiſſe. Wir könnten unter all der Schalheit ein ſolches Element brauchen! — Aber wenn man auch wollte — er iſt auch ſtolz, zu ſtolz. Ich erfuhr das, und ich achte ihn darum nur deſto mehr. Apropos," brach ſie ab, „kannſt du dir denken, daß man dummer Weiſe immer von neuem an Morders herumhäkelt — Sereniſſimus ſelber und auch —" ihr Ton war voll ſcharfen Spotts — „Sereniſſima, mit der geſammten Schleppe?"

„Man hat leider manches zu ſpät erfahren," ſagte er finſterblickend.

Ihr Auge ſtreifte ihn flüchtig und doch prüfend. „Weil wir doch bei den Neuigkeiten ſind — Stillberg ſtarb vor einigen Tagen. Die Hoheiten haben ſehr viel Theilnahme für die Kinder."

„Gottlob, doch ein guter Zug!" rief er, ſelbſt voll ſichtbarer Theilnahme, — „gleichviel, was ihn hervorruft! Der Alte ein Kauz, aber ein Ehrenmann, Eugen gleichfalls wacker und voll Ehre, Hermine

ein wahrhaft liebenswerthes Kind. Es betrübt mich, wirklich, es betrübt mich!" fügte er aufstehend und auf- und niederschreitend hinzu. — „Sonst noch Neues?" fragte er endlich.

„Nicht eigentlich — das Alte nur verschärfter und langweiliger," erwiderte sie lachend. „Es müßte denn sein, daß die Gnade neulich in einem höchsteigenen Besuch bei Leonien ihre Spitze erreichte —"

„Die Fürstin bei meiner Frau?"

„Allerdings, ganz nachbarlich, wie eine Pensionärin, hieß sie es selbst! — und, wollte ich sagen, seitdem etwas in Abnahme gekommen zu sein scheint."

Er blieb stehen. „Was ist geschehen?" fragte er lebhaft und mit gefalteter Stirn.

„Leonie sagte mir, daß sie nichts ahne. Es ist auch nichts ausgesprochen. Nur die Angelegentlichkeit hörte auf, glaub' ich, und in Ton und Blick zeigte sich die bekannte Hoheit. Vielleicht, —" und Blanche zuckte spöttisch lächelnd die Achseln, — „sie war neulich zum erstenmal bei der Gräfin Maubriant, noch dazu an einem sogenannten kleinen Abend. Du weißt ja, wie Sereniſſima sich darüber äußerte, — scharf genug, dächte ich, um nun selbst den ungehorsamen Liebling darum zu strafen."

„Alſo Maubriant noch da?“ fragte der Graf verdüſtert; „er wollte doch ſchon vor vierzehn Tagen auf ſeinen Poſten zurück?“

„Ich glaube, es macht der Frau Spaß, ein wenig Geſandtentrotz zu zeigen,“ meinte Blanche, „und verdenken kann man's ihr nicht. Ich verſichere dich, dieſe Pruderie wird immer unerträglicher und dreiſter, und wir haben unter uns ſchon hin und her über Abhülfe oder Revanche berathen. Bei einem Einfluß, wie Leonie auf ſie hat — denn die Neigung iſt zu groß, als daß er nicht wieder kommen ſollte! — wäre es ſicher möglich, die Hoheit ein wenig zu vermenſchlichen. Denn es ſpricht mich zuweilen aus ihr etwas an,“ fuhr die ſchöne Frau lebhaft fort, und in ihrem Blick und Lächeln erſchien etwas wie eine üppige Koketterie, „daß ich darauf wetten möchte, es fehlt ihr nur die richtige Begegnung um — zu leben und leben zu laſſen, — ich wiederhol's, gewiſſe Züge, wie ſie ſich umgiebt, was ſie zu ſehen und hören liebt, trotz aller Pruderie, auf dem Degenberg ſo gut, wie auch hier. Halb und halb dauert ſie mich, denn bei einem ſolchen öden und dürren Stock von Gatten und bei ihrer Jugend — genug,“ brach ſie munter lachend ab, „wäre Madame Leonie

nur nicht ſelbſt ſo furchtbar tugendhaft, ſo könnten wir da ein ſehr wohlthätiges Reſultat erleben. Und ich ſag' dir's ganz offen: ich hätte beinah Luſt, deine Frau ein ganz klein wenig zu debauchiren —"

Er lachte gleichfalls. „Für Sereniſſimus?"

„Brrr, Schatz! Solche Ueberwindung muthe ich ihrem Geſchmack nicht zu, obgleich der Gedanke gar nicht übel! Nein, für Sereniſſima — ich wiederhol's, es ſollte gar nicht ſo ſchwer ſein, beſonders, wenn man die Thereſe ein wenig in's Spiel zöge. Und kurz," brach ſie ab, indem ſie ſich erhob und ihr Glas leerte, ihr Auge blitzte den Bruder luſtig an, — „jemehr ich daran denke, deſto luſtiger erſcheint mir's! Ich muß Arthur bereden, die alte Spiegelrotunde wieder — auch zu kleinen Abenden — einrichten zu laſſen. Sie werden hübſcher ſein, als die bei Dame Maubriant!"

Er ſchüttelte mit einem ſeltſamen Lächeln den Kopf. „Das hat der alte Prinz Hermann bei ihrer Anlage auch wohl nicht geträumt, daß die Damen der Spiegelrotunde Angehörige ſeines Hauſes ſein könnten," bemerkte er launig.

„Wenn ſie geweſen wären wie wir?" fragte ſie mit einem übermüthig luſtigen Blick in den großen

Spiegel — mag der Ausdruck verbraucht ſein oder nicht, es war in dieſem Augenblick etwas dämoniſch Schönes in dem Geſicht, dem Aug', der ganzen Haltung der Madame Gauche! — Und im nächſten Moment warf ſie ſich umdrehend, beide Arme um den Hals des Bruders, küßte ihn und ſagte lebhaft: „nun trink' deinen Wein aus, lege dich auf's Ohr und komm' morgen heiterer zu mir. Adieu.“

„Und da du mich heiter gemacht haſt, gehſt du von mir!“ meinte er faſt mit einer Art von Weichheit.

Sie küßte ihn, laut auflachend, noch einmal ungeſtüm. „Weiß Gott, ich bliebe bei niemand lieber als bei dir!“ rief ſie, mit der kleinen Hand über ſein Haar und ſeine Stirn ſtreichend. „Aber weßhalb waren die Eltern auf zwei ſo liebevolle Geſchwiſter capricirt! Solche Thorheiten ſind nicht wieder gut zu machen! Adieu, Schatz!“ Und indem ſie ſich einen ſchwarzen Schleier leicht um den ſchönen Kopf band, ſchlüpfte ſie von ihm fort und verſchwand hinter der kleinen Tapetenthür. —

Wir wiſſen nicht, ob hier auch wieder eine Ahnung im Spiel war, wie Madame Gauche vorhin ſie zu haben behauptete, aber als ſie in ihrem Palais

drüben durch das kleine Vorzimmer ſchlüpfen wollte, fand ſie ſich von der Kammerfrau Leipold aufgehalten. „Gottlob, daß Erlaucht kommen," ſagte die würdige Dame. „Es iſt einer drinnen, der ſich nicht abweiſen ließ, und Ihnen nachſchicken —"

„Schon?" unterbrach Blanche ſie mit einem nicht ganz freundlichen Blick auf die Uhr. Sie hatte ſchon vorher eher nachdenklich als heiter ausgeſehen.

„O, nicht — der, ſondern —"

Madame Gauche ſchob die Erklärerin auf die Seite und trat in das Gemach, das uns noch von Erhards Audienz her bekannt iſt. „Ei der tauſend!" rief ſie im nächſten Augenblick lachend, „Bote der furchtbaren Fehme — was bringſt du? — War's ſo preſſant, Herr Page?"

„Erlaucht kommen ſo ſelten zu Hofe, und anderwärts gibt es noch weniger Gelegenheit; da mußt' ich mir wohl ſelber eine ſuchen, um Ihrem Befehl zu genügen," lautete die muntere Antwort des kecken Pagen, der das Barett, jetzt ohne Feder, in der Hand, in einer graziöſen, aber faſt ein wenig theatraliſchen Attitude vor ihr ſtand.

„Befehl, Gaſton? War ich ſo unhöflich?" fragte

ſie ſichtbar beluſtigt, und ließ ſich in die Ecke des Niſchendivans gleiten.

„Wollen Sie nicht die Geſchichte eines Handſchuhs hören, Erlaucht?“

„Ah — der tauſend!“ rief ſie lebhaft und ſich wieder aufrichtend. „Und die kommen Sie mir erzählen?“

„Sogar documentiren, Erlaucht!“

„Seit wann?“

„Seit heut' Mittag. Ich konnte aber nicht früher entſchlüpfen, doch dacht' ich, daß Erlaucht Blanche um zehn Uhr noch nicht ſchlafen, ſondern vermuthlich freier ſein dürfte als zu einer anderen Stunde!“

„Vernünftig gedacht, Kind! Und wie kamen Sie zu der Geſchichte und den Documenten?“

„Durch Combination und Diebſtahl. Sie ſehen, Erlaucht, für Sie iſt mir nichts zu ſchwer,“ fügte er ſchalkhaft hinzu.

„Charmant, Gaſton — ich bin durchdrungen davon,“ verſetzte ſie lächelnd. „Nun aber nehmen Sie ſich den Seſſel hier und berichten Sie raſch — ich bin wirklich tüchtig neugierig. Trifft meine Wette zu?“

Er zog eines der niedrigen Tabourets heran und

ließ ſich nieder. „Erlaucht geſtatten mir eine erklärende Einleitung,“ ſprach er dann mit komiſcher Würde, und da ſie ihm lachend zunickte, fuhr er fort: „ich will hiſtoriſch, aber kurz ſein. Ich weihe meiner Couſine Leonie die reinſte Verehrung — Schwärmerei, Erlaucht! — und war tief betrübt, ſie gleich am erſten Tage ihres hieſigen Aufenthalts, und je länger deſto mehr und mir immer räthſelhafter verändert zu finden — aufgeregt oder träumeriſch, zerſtreut oder ausgelaſſen, pikant und kokett — hinreißend natürlich, aber weniger engelhaft und mehr damenartig, neu für mich und, nachdem ich die Betrübniß überwunden, auch verlockend genug, der Sache nachzuforſchen. Man ſammelt nie zu früh Menſchenkenntniß.“

Blanche lachte aus ihrer ſchattigen Ecke hervor ganz herzlich.

„Liebende ſind aber für einen Anfänger wie ich, in ſolchem Falle die leichteſten Objecte,“ ſprach der Page ernſthaft weiter. „Und meine Couſine liebte —“

„Gaſton!“

„Wer aber war der Geliebte? — Ich war ſtets Auge und Ohr — nichts da. — Unter uns lebte er nicht, eine ſolche Verſtellung wäre unmenſchlich ge-

weſen! — Ich war zwar einmal — ganz im Anfang, wo von allem Geſagten noch keine Rede, — einem dunkel verhüllten Mann begegnet, der von dem Palais herkam, deſſen Geſtalt mich überraſchte, deſſen Anweſenheit, wenn ich mich nicht irrte, mich um ſo mehr frappirte, als ſich dieſelbe mit einer Sage verknüpfte, die mir einmal zu Ohren gekommen —"

„Kind rede nicht in Räthſeln! Wen meinen Sie?" unterbrach Blanche ihn lebhaft. Sie hatte ſich ſchon ſeit einer Weile aufgerichtet, und ihre dunklen Augen hafteten geſpannt auf dem Erzähler.

„Namen zu nennen, wäre gefährlich — Erlaucht ſind zu geiſtvoll, um nicht auch ohne dieſelben klar zu ſehen," verſetzte er mit affectirter Schüchternheit. „Aber, wollt' ich ſagen, ich ſah den Mann nicht wieder, und niemand ſah ihn. Hätte ich nur einen der Briefe gehabt, bei deren Schreiben ich die Couſine ſo oft traf! — Es war nicht Neugierde mehr, Erlaucht, ſondern reinſte Theilnahme — ich ſah die Hochverehrte nicht glücklich — ich hätte ihr ſo gern Hülfe, Troſt geboten!" — Und als er nach dieſer weich betonten Tirade eine Weile geſchwiegen, fuhr er mit der bisherigen affectirten Wichtigkeit von neuem fort: „da wurde ich nach Wochen wieder an jenen

Mann erinnert und zugleich — merken Erlaucht wohl! — zugleich ſah ich Leonie noch um vieles mehr verändert. — Es war am Tage der Redoute. Ich hatte die Couſine Mittags leidend gefunden und ſah ſie Abends noch immer ſo — irrte ich mich nicht in dieſer Liebe, die nach kurzem Glück ſchon dem Leid zu verfallen ſchien?“

Gräfin Blanche bemühte ſich vergeblich, ernſt zu bleiben; ſie lachte von neuem hell hinaus. „Gaſton,“ ſprach ſie indeſſen alsbald wieder gefaßt, „ſpannen Sie mich nicht zu ſehr — ſonſt —“

„Unbeſorgt, Erlaucht! Aus dieſem Berge kommt keine Maus! Ich bin übrigens ſogleich fertig. Genug, ich empfing den Befehl der Herzogin, nach meiner Couſine zu ſehen, mit Genugthuung — er entſprach den Wünſchen meines Herzens. Und es beglückte mich ganz, als ich erfuhr, daß ſie nach Hauſe gefahren — entweder irrte ich mich, oder ihr Herz begann in edler Reſignation zu ſiegen über den Schmerz des Verluſtes. Ich ſtieg getröſtet in den Saal hinab, um mich vollends zu erheitern. Da ſehe ich eine Nonne und einen Pilger und finde mich durch ein unbeſchreibliches Gefühl an ihre Schritte gefeſſelt. — Wäre es möglich? fragte ich mich. — Sie gehen die

Schauſpielertreppe hinab, und fahren, da ich gleichfalls unten anlange, in einem Miethswagen davon. — Der Handſchuh blieb zurück. Stellen Sie ſich meinen Schreck vor, da Sie ihn Leoniens Eigenthum nannten! Es beruhigte mich nicht, daß ſie ihn am andern Morgen verleugnete. Es ſprach noch Anderes, zu viel gegen ſie! Ich mußte klar ſehen — ihr Gemahl war nicht da, — in mir ſah ich ihren natürlichen Beſchützer. Ich mußte einen ihrer Briefe haben. Und heut' Morgen gelang es mir —"

„Wie kindiſch, Kind! So etwas wird immer entdeckt," ſagte Blanche kopfſchüttelnd.

„So würde ſie's als liebende Theilnahme entſchuldigen," erwiderte Monſieur Gaſton prompt; „diesmal wird ſie das Entdecken aber hübſch unterwegs laſſen. Sie übergab mir den Brief ſelber für die Poſt. Da Sie mir aber höher ſtehen als alle Poſten und alle Ehrlichkeit der Welt," fügte er hinzu, indem er einen Brief aus der Bruſtöffnung des Wamſes hervorzog, und ſich vor Blanche auf ein Knie niederließ, — „hier iſt der Brief. Wie es ſcheint, keiner von den gewöhnlichen, aber auch ſelbſt kein gewöhnlicher."

Sie nahm das Papier, ſie ſah nach Adreſſe und

Siegel. „An Mathilde Reigenbach — hm! — Sie laſen ihn ſchon, Verräther?“

„Ich war ſo frei, Erlaucht. Treue Theilnahme!“

Der Brief lautete:

„Du ſiehſt, mein Herz, es geht mir wie immer: der Wille iſt gut, wie meine Liebe zu Dir groß, aber zu einem Briefe komm' ich erſt heut. Der Zerſtreuungen ſind zu viel und mehr, als die alte Reſidenz und wir jemals erlebten, und obendrein ſtehen Robert nnd ich im mittelſten Mittelpunkt: man ſcheint ſeine Vergeßlichkeit und die Vernachläſſigung glänzend gut machen zu wollen und unſer Vergeſſen zu wünſchen.

„Ich ſchreibe Dir nicht, liebſte Mathilde, um Dich von dieſen Zerſtreuungs- und Begütigungsverſuchen zu unterhalten — Du weißt Dir das Leben auf Deine eigene Hand luſtiger und amuſanter zu machen, als es ihnen hier gelingt, und obendrein iſt es mit ihren Verſuchen und ihrem Willen im Grunde ſicherlich nicht weit her, — laß Dich nicht irre führen durch Nachrichten von der ſogenannten Gnadenſonne, die über uns im Zenith ſtehe. Es gleiten zum mindeſten ganz kurioſe Schatten über ſie hin, und ich habe ſchon oft genug Gelegenheit gehabt, an Deine

Warnungen im Herbſt zu denken, dieſe Warnungen, die ſchon durch das ſeltſame Exil auf Burg Eyben hätten gerechtfertigt werden müſſen, wenn wir nicht eben — gutmüthige Narren geweſen wären. Heut ſprech' ich es offen aus: es iſt nichts mit ihnen, wir haben uns gründlich getäuſcht, nicht bloß in Bezug auf uns ſelbſt und unſere eigene Stellung, ſondern überhaupt. Und weil ich weiß, wie und weßhalb Dich das intereſſirt, ſchreibe ich's Dir vor allen, und — triumphire nur! — zugleich, daß wir ſehr entſchloſſen ſind, unter dieſem Irrthum nicht länger zu leiden, als es abſolut geboten ſein wird.

„Sie tragen ſelbſt dazu bei, dieſen Termin abzukürzen, es kommen ganz unbegreifliche Thorheiten, Taktloſigkeiten und Rückſichtsloſigkeiten vor, die ſogar die alten Getreuen beſtürzen und erkälten. Im Lande verderben ſie's täglich mehr, und in unſeren Kreiſen werden immer mehr Augen ſehend, auch die der Verwandten. Prinz Arthur iſt noch der Nachſichtigſte — Du weißt ja von ihm, daß er zufrieden iſt, wenn man ihn nicht in ſeiner Weiſe ſtört, — aber meine Schwägerin iſt natürlich ſchon um Roberts willen ganz für uns, wenn ſie ſich auch nicht viel darüber ausſpricht. Robert ſelbſt — nun, lieber

Gott, Du weißt, in welcher Stimmung er herging, und Du kannſt denken, wie ihn da die Oberjägermeiſtergeſchichte, von der Du wohl hörteſt, und die von jeher ſein verwundbarſter Punkt, reizen mußte. Dann kam vor einiger Zeit eine allerdings höchſt taktloſe Bemerkung über die alte Eva, und die Folge davon war ſeine Abreiſe — in Geſchäften natürlich, — Dir darf ich wohl vertrauen, daß es Geſchäfte am —ſchen Hofe waren.

„Daß ich damit nicht einverſtanden bin, brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen; dieſen Punkt kann ich nicht anders anſehen lernen als im Herbſt, ſelbſt nicht um der Rache willen, und überdies habe ich auch meinen beſonderen Plan — den ich Dir einſtweilen nur andeuten kann, bei dem ich aber zu einer Mittheilung — oder nenn' es eine Confeſſion — kommen muß, die Dir einen neuen Triumph bereiten wird.

„Mit einem Wort, ich habe mit Rückſichten gebrochen, an denen ich feſthielt, trotz Deines Spotts und, wie Du wohl weißt, nicht um meines Mannes willen, ſondern nur, weil mich niemand bisher zwang ſie zu vergeſſen; jetzt ſehe ich das ein. Das fühlte ich ſchon in Pyrmont, und in jenen Neujahrstagen auf Burg Eyben, und wenn meine Stunde trotzdem

erſt hier, an unſerem Ankunftstage ſchlug — ſo, — wir wollen das gehen laſſen. Genug, er war hier, — incognito, da man ja halb kindiſch, halb nichtswürdig ihn verfolgt — er kam zu mir, es vereinigte ſich alles, uns glücklich zu machen. So ſage ich, bereuen kann ich nichts. Es iſt eine Gewalt und Liebesfriſche in ihm — Zauber, Mathilde, Zauber!

„Man ahnte ſeine Anweſenheit und fahndete —!! auf ihn, er mußte fort. Er kam wieder — ich habe ihm wohl ein Verſteck bei uns gewähren müſſen — ein Verſteck, iſt es nicht ſchändlich, obgleich mir dasſelbe unbeſchreibliche Stunden gewährte? — Man erfuhr trotzdem wieder von ihm — wie, begreife ich trotz eines dummen Zwiſchenfalles nicht! — und er mußte wieder fort, und die Herzogin ſchlägt ſeit einigen Tagen einen Ton gegen mich an — bringt ſie mich mit ihm in Verbindung?“

„Es könnte das wohl ſein, denn ich habe von Anfang an ſeine Partei genommen und mich für ſeine — Begnadigung bemüht. Man hat mich damit entſchieden, ja unartig zurückgewieſen, ſo daß ich mich auch ohne mein Gefühl für ihn verletzt fühlen würde. Dazu die jetzige unwürdige Verfolgung — kurz, ich will für ihn und mich Revanche haben. Er ſoll

jetzt her, ſie ſollen ihn rufen — ich werde das erreichen. Und dann — dann — es wäre doch koſtbar, es würde mir jedes Opfer leicht machen, wenn wir es dahin brächten, daß vor dem ſeligen Ende auch noch die letzte Maske fiele, — denn ich ahne, nein, ich weiß eigentlich ſchon, daß ſie eine Maske trägt.

„Ich werde geſtört, es thut nichts, denn weiter könnte ich mich heut doch nicht auslaſſen. Ich hoffe aber bald Näheres und Beſſeres melden zu können. Liebe mich! — Adieu!

L. H.“

Nach einer Pauſe erhoben ſich Blanche's Augen zu dem Pagen mit einem Ausdruck, der ihn faſt beſtürzte, ſo ernſt war er, ſo ganz ohne Spott. Und nicht minder ernſt und nachdenklich ſagte ſie: „das war allerdings eines Diebſtahls werth. Vor allem aber, Kind, Discretion! Und darum —“ ſie hielt den Brief über das Licht und ließ das Papier zwiſchen den Fingern verglimmen, bis ſie den Reſt in eine Schale auf den Tiſch fallen laſſen mußte. „Aber es genügt mir nicht; ich muß in dieſer ſeltſamen Affaire auf dem Laufenden bleiben,“ meinte ſie mit einem neuen, jetzt helleren Blick.

„Warum nicht? Ich habe meinen Plan," verſetzte er, wieder mit jener ſchelmiſchen Würde.

Sie richtete ſich mit dem aufgeſtützten Arm ein wenig vom Polſter auf, und ihr Aug' traf ihn mit einem üppigen, herausfordernden Lächeln. „Und der Preis für deine Diebereien und Treue? Lohn verdient ſchon dieſer Brief und dein Einfall, ihn mir zu bringen. Beſtimme ihn ſelber, Herr Page."

Er ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder. „Meine Anbetung iſt des höchſten würdig, meine Beſcheidenheit erzittert vor dem geringſten," ſprach er, die Hand auf dem Herzen, mit Pathos.

„Alſo — ein Mittelpreis! Wie es im Liede heißt:

„Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt — küſſe mich!
— Ach, erſchrak der Knabe!" —

Als Madame Leipold nach einiger Zeit leiſe in das Gemach trat, ruhte Blanche ſo ſtill und friedlich in den Polſtern, als ob ſie wirklich ſchlummere. Allein ihr Auge war hell wach, und als es die Eintretende bemerkte, erhob ſie ſich leicht und raſch und fragte lebhaft: „jetzt?"

„Zu Befehl, Erlaucht," erwiderte die Kammer-

frau gedämpft nnd fügte nach einer Pauſe mit ſchüchternem Blick und im bittenden Tone noch leiſer hinzu: „Ach Comteſſe, ich bin ſo unruhig — dürfen Sie ihm auch wirklich trauen?“

Blanche ſchaute überraſcht auf, aber ihr Blick wurde alsbald freundlich und ſie ſagte lächelnd: „altes Herz, woher dieſe Skrupel? Sei aber ganz ruhig, ich täuſche mich nicht leicht in einem Menſchen. Der iſt treu und ſicher. Ihm würde ich alles anvertrauen, ſogar mich ſelbſt, wenn es ſich darum handelte. Ich habe manchen thörichten Streich hinter mir, aber dies — glaube mir! — iſt keiner.“ Sie ging.

Die würdige Dame ſeufzte, während ſie die Lampen und Lichter auslöſchte. Aber ſie redete nicht einmal mit ſich ſelber mehr. —

In der Mittagsſtunde, welche dieſer Mitternacht folgte, machte Madame Gauche ihrer Schwägerin einen officiellen Beſuch, das heißt nicht auf dem Schlupfwege, ſondern vorn herum, über den Vorhof und durch das große Einfahrtsthor. Sie war mit Leonien neuerdings wirklich mehr in der Geſellſchaft als in der Häuslichkeit zuſammengetroffen.

Auf der Treppe begegnete ihr der von oben herabfliegende Gaſton. „Welch ein Glück, Erlaucht!“

ſagte er, mit tiefſter Verneigung an das Geländer zurücktretend; „dieſer Tag bringt mir nichts als Sonnenſchein!“

Sie blieb ſtehen und ſchaute ihn lächelnd an. „Ich ſeh's, er hat Sie ordentlich erhitzt! Aber ich freue mich — iſt er wirklich droben auch?“ fragte ſie.

„Gewiß, glänzender als je, obgleich es vom Hofe herüber gewittert. Apropos, mein Plan zeigt ſich gut und reuſſirt. Davon darf ich Ihnen doch erzählen, Erlaucht?“

Es war ein wirklich luſtiger Blick, der ihn aus ihrem Auge anflammte. „Bei Ihnen ſcheint's umgekehrt zu ſein wie bei denen, die ſich verbrannt haben — Sie lockt die Flamme!“ ſagte ſie weiterſchreitend.

Droben wurde ſie in der That an Gaſtons Ausdruck erinnert — es ging von der ſchönen Frau, die ihr entgegenkam, wirklich eine Art von Glanz aus, und ein röthliches Licht umfloß ihre ganze Erſcheinung; ſelbſt Blanche meinte, die Schwägerin niemals bezaubernder geſehen zu haben, trotz der ſichtbaren Erregung, welche Leonie beherrſchte.

„Haſt du Verdruß gehabt? Gaſton ſchwatzte etwas von Hofgewittern,“ bemerkte ſie leichthin.

„Bah, was wird's ſein!“ verſetzte Leonie achſelzuckend. Sie ging mit ihrem elaſtiſchen Schritt auf und ab, während Blanche es ſich im nächſten Lehnſeſſel bequem gemacht hatte. „Die Derffen meldet mir, daß man heut Abend meiner nicht bedürfe — Gaſton ſagte, ſie habe eine ſchriftliche Anzeige gewünſcht, die Fürſtin habe jedoch ihn zu ſchicken befohlen. Du ſiehſt — eine Spitze, der man allergnädigſt einſtweilen noch nicht die volle Schärfe gibt.“

„Eine Betiſe,“ ſagte Blanche achſelzuckend.

„Heiß es ſo — ich ſage deutlicher: eine Albernheit. Und das alles — ich kann mir nichts Anderes denken! — nur um den Abend bei Maubriants, wo wir uns jedenfalls zehnmal beſſer unterhielten als jemals bei Hofe. — Dieſe Pruderie und dieſer Zwang ſind nicht mehr zu ertragen!“ ſprach die ſchöne Frau lebhaft weiter. „Ich bin gewiß kein anſpruchsvolles Menſchenkind und gewiß nicht beſonders empfindlich. Will man mich aber abſolut reizen — nun wohlan! Ich will meine Revanche haben und ich werde ſie haben!“

Blanche lachte ganz leiſe. Ihr Kopf ruhte, an die weiche Lehne des Stuhls zurückgelegt und ihr Auge folgte mit dem glänzendſten ſeiner Blicke der

Schwägerin. „Ich wüßte eine ſolche,“ ſagte ſie, „eine zugleich luſtige und practiſche, beſonders aber, die uns allen recht wäre, denn wir alle wollen ſie. Allein, du biſt dazu die Frau nicht, Leonie — es iſt eben nicht jedermanns Sache.“

Leonie war ſtehen geblieben. Ihr Auge begegnete dem der Madame Gauche mit einem faſt noch glänzenderen, übermüthigen Blick. „Sage: ich war's nicht, und du haſt recht,“ ſprach ſie; „aber ich bin's, ſei ganz ruhig. Ich habe ſogar ſchon meinen Plan gemacht — ich rede nicht davon, allein er würde dir beſonders gefallen. Kurz, leben und leben laſſen, Blanche! Dahin kam ich, dahin ſollen auch ſie, ob ſie mögen oder nicht.“

Die Schwägerinnen tauſchten einen Blick aus, der ſie raſcher und vollſtändiger über einander aufzuklären ſchien, als es vielleicht Worte vermocht hätten. Blanche zum mindeſten ließ ihm ſogleich ein luſtig ſpöttiſches Lachen folgen und ſagte dann: „ich hörte von einer Bekehrung, Leonie, aber ich glaubte kaum daran! Ich gratulire, Kind! Denn leben und leben laſſen, wie du ſagſt, das iſt die Pointe. Das Andere dankt uns doch niemand.“

Ueber Leoniens Geſicht war ein leiſes Erröthen

geflogen und ſie hatte für einen Moment die Augen niedergeſchlagen. Jetzt blickte ſie wieder auf, und indem ein kleines verlegenes Lächeln über ihre Züge flog, erwiderte ſie: „haſt du dich mit Gaſton verabredet? Ihr ſeid thörichte Menſchen!“

„Und deine getreuen Verbündeten,“ fiel Blanche ſchalkhaft ein. „Ich miſche mich nicht in deinen Plan,“ fügte ſie hinzu, „aber einen Rath nimm an: vergiß bei ihm Thereſe Herzog nicht. Sie könnte, glaub' ich, nützlicher werden als irgend jemand ſonſt, und hat obendrein, mein' ich, Luſt dazu.“

„Beſorgt!“ verſetzte Leonie mit einem triumphirenden Lächeln. „Grade auf ihre Andeutungen hin, die mit gewiſſen Seufzern der Königlichen Hoheit ſeltſam harmoniren, kam mir der Plan — ein toller, ſage ich, bei dem ich mich über gewiſſe Bedenklichkeiten hinwegſetzen muß, aber es auch werde. Und wenn ich's finde, wie ich aus jenen Andeutungen ſchließe, dann — wird der zweite Sieg uns noch leichter werden als der erſte mir allein. Ich weiß den rechten Helfer, und, wenn er herkommt, würde das nur eine weitere Revanche ſein,“ ſchloß ſie mit einem neuen Aufleuchten des ſiegesgewiſſen Lächelns.

„Ah — verſteh' ich dich? Leuchtendes Beiſpiel der

Unterthanentreue!“ rief Blanche luſtig aus. „Alles für unſre Fürſtin, ſelbſt das Glück unſres Herzens!“

„Wer weiß,“ ſagte die Schwägerin mit ſpöttiſchem Ausdruck, indem ſie die ſchönen Schultern leicht in die Höhe hob. „Leben und leben laſſen, Blanche!“

Zwanzigſtes Capitel.

Treue Wünſche und gute Vorſätze laſſen den empfindenden Leſer der dunklen Zukunft vertrauend entgegengehen.

„Das haſt du denn alſo erreicht, mein Kind,“ ſagte der Commerzienrath, indem er ſich von dem jungen Mädchen abwandte und, durch das Gemach gehend, weiter ſprach: „Du wirſt nicht glauben, daß es uns verborgen geweſen, wie du danach geſtrebt, noch wie zufrieden du dich jetzt fühlſt, da dir der Wunſch erfüllt worden. Ich bin der Mann nicht, der dir dies verargt. Im Gegentheil, ich hoffe, daß dir dieſe Stellung ſtets lieb und — ſtets gut ſein wird, mein liebes Kind. Aber gratuliren kann ich dir eigentlich nicht dazu — eine ſolche Stellung widerſpricht meinen Anſichten gar zu ſehr, und ich fürchte, daß auch dein ſeliger Vater —“

„Alter, Alter, ſo mache doch dem Kinde das

Herz nicht ſo ganz unnöthig ſchwer und gönn' ihm ſeine Zufriedenheit," fiel Frau Eliſabeth mißbilligend ein und nahm die Hand des Mädchens, das wie ſie an der zuckenden Wimper ſah, mit Thränen kämpfte, in die ihre. „Es iſt nicht ſo bös gemeint, Herzchen," ſagte ſie dazu. „Du kennſt unſern Alten ja, er muß eben bei allem eine Predigt haben, wenn nicht vom Prediger, ſo eine eigene."

Der Commerzienrath lächelte. „Ihr gedenket es böſe mit mir zu machen," ſprach er, „aber — ihr macht es, wider die Abſicht, ganz recht. Eine Aufklärung über das, was es in uns gibt und was uns von außen antritt; eine Hinweiſung auf das Höhere und Wahre, eine Mahnung hier, einen Troſt da, können wir in allen Lebensſtunden gebrauchen, und die Alten und die Freunde — die rechten Freunde, — ſind zuerſt zu ſolchem Werk berufen. Und alt bin ich ſo ziemlich," fügte er von neuem lächelnd hinzu, indem er im Vorübergehen die Hand leiſe über Herminens blonden Scheitel gleiten ließ, „und für einen Freund wirſt du mich auch wohl gelten laſſen, Kleine?"

„Ach Großpapa," ſagte das Mädchen, deſſen Augen ihm wehmüthig folgten, hörbar ſehr bewegt,

„du kannſt es mir ſicher glauben, daß der Entſchluß mir nicht leicht geworden, ja daß mich nur die außerordentliche Güte und der ausdrückliche Wunſch Ihrer Königlichen Hoheit beſtimmt hat — wie konnte ich dagegen Einwendungen haben? Aber natürlich füge ich mich auch jetzt noch gern deiner beſſeren, treuen Einſicht.“

Er blieb neben ihr ſtehen und aus den großen, noch jugendlich klaren braunen Augen brach einmal wieder ein launiger Blick hervor. „Freilich, Kleine, freilich! Ich bin dero wohlbeſtellter Vormund, ein alter aber auch ein treuer, und werde beſagtem Amte mit Gewiſſenhaftigkeit und Strenge zu genügen ſuchen. Mein liebes Kind, verſtehen wir uns,“ fuhr er dann herzlich fort; „ich bin dir durchaus nicht entgegen und will dir wahrhaftig nicht das Herzchen ſchwer machen, wie da meine Alte von mir glaubt. Aber ich will und muß dich darauf hinweiſen, daß jedes Ding ſeine zwei Seiten hat und daß das ſogenannte Glück nicht bloß etwas durchaus Relatives iſt, ſondern auch obendrein eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den Bildern im Kaleidoſkop hat — die kleinſte Drehung, und wir ſehen etwas ganz Anderes vor uns. Endlich, und das iſt in meinen alten Augen die Haupt-

ſache — dürfen wir bei Entſchlüſſen, die vielleicht über unſer ganzes Leben entſcheiden, nicht allein den eigenen Wunſch, die eigene Anſchauung, die zufälligen Verhältniſſe der Gegenwart uns beſtimmen laſſen, nein, wir müſſen auch ſehen, wie das Ding in Anderer Augen und Köpfen ſich abſpiegeln möchte, und ſollen auch der Vergangenheit und Zukunft gedenken; die haben Rechte an uns, mehr vielleicht ſogar als die Gegenwart, meine Kleine!

„Wir ſind da unter uns," redete er weiter, am Tiſch neben den Damen ſtehend und die Hand bequem darauf geſtützt, „und bedürfen keiner Winkelzüge. Weltlich geſprochen, hat euer ſeliger Vater euch wenig hinterlaſſen, ſo daß, auch wenn Eugen keinen Heller davon beanſpruchte, das Ganze für dich allein kaum genügt. Er wird aber trotz ſeiner höheren Stellung etwas beanſpruchen müſſen, er *muß* anders leben als bisher der junge Lieutenant in unſeren kleinen Verhältniſſen es that. Und auch du, mein Kind, haſt nur die Wahl zwiſchen einem ſehr beſchränkten Leben oder einer abhängigen Stellung bei Fremden, bis etwa ein Mann kommt, der nicht nach deinem Einbringen fragt und dein Vertrauen verdient. 's iſt einmal ſo," fuhr der Greis achſelzuckend fort,

„wir ſollen nur eure Großeltern heißen, ihr thörichten Kinder, aber nicht für euch ſorgen, als wären wir's wirklich. Da dachte ſelbſt euer ſeliger Vater vernünftiger.“

„Aber ſieh' doch ein, Großpapa!“ ſagte Hermine ſtockend und mit geſenktem Blick.

„Wollen's gehen laſſen, Kleine,“ ſprach er, ſich auf den nächſten Stuhl ſetzend; „es wird ſich ſchon machen. Das iſt alſo eine Seite der Frage. Eine andere iſt: was für Pflichten legt euch euer Name und eure Familie auf, denen ihr euch nicht entziehen dürft, und eine dritte: was ſeid ihr dem Angedenken eures Vaters ſchuldig? Nur von dieſer will ich noch reden. Mein alter Freund war ſein Lebenlang ein Starrkopf und nicht ſelten faſt zu heftig in ſeinem Urtheilen und Entſcheiden, allein zuerſt ein Ehrenmann und trotzalledem und alledem ein recht eigentlich vornehmer Menſch: vor Unrecht und Ungebühr brauchte der ſich nicht zu hüten, es getraute ſich gar nicht an ihn heran, und er brauchte bei irgend einer Angelegenheit auch nicht über Recht oder Unrecht zu grübeln — er traf das Richtige und Ehrenhafte inſtinctartig und war voll des geſundeſten Urtheils, zumal, wo es das Wohl ſeiner Kinder, ſeiner Freunde galt. Das be-

wies er oft und am deutlichsten, als er vor Jahren die Gnade unseres alten Herrn für Eugen annahm, und nicht minder, da er, auch nur um seinen Sohn zu fördern, neuerdings nicht an sich dachte, sondern — noch einmal Hofmann werden wollte.

„Darum, mein Kind," redete der Commerzienrath ernsthaft weiter, „ist die Frage für uns die erste: was er zu deiner neuen Stellung gesagt haben würde. Es ist glaublich, daß er dem ausdrücklichen Verlangen der Fürstin nachgegeben hätte, aber ich fürchte, mit schwerem Herzen — genau, wie wir es jetzt thun: Widerstand gibt es hier nicht, allein das Nachgeben wird uns schwer. Wir brauchen für dich gar nicht an die Gefahren zu denken, die für ein junges, hübsches, unerfahrenes Mädchen in solcher Stellung und Umgebung doch auch vorhanden sein möchten —"

„Großpapa — Königliche Hoheit sagte mir selbst: Papa solle mich ihr anvertrauen, sie werde für mich sorgen," sprach Hermine dazwischen.

„Ich hörte das, mein Kind, und will davon ja auch nicht reden," meinte er ruhig. „Ich deute nur auf die alltäglichen und unausbleiblichen Inconvenienzen, Verlegenheiten und Beschränkungen hin,

welche grade einer Hofdame kaum erspart werden können. Am Hofe ist es nicht wie in unseren ruhigen Kreisen: der Wind weht nicht stetig, sondern fliegt von einer Ecke zur anderen, und Stimmungen und Launen treten um vieles schärfer hervor und haben ganz andere Wirkungen und Folgen. Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben, die Verhältnisse bringen es mit sich. Ich will dich an ein sehr nahe liegendes Beispiel erinnern: deine Cousine, die Gräfin Hellenberg, leidet nach der höchsten Gnade plötzlich unter dem Gegentheil, heißt es. Und der Grund, den man anführt, ist selbst für Unsereinen, der doch auch auf Sitte und Anstand hält —"

„Aber Großpapa, das ist ja völlig ausgeglichen!" unterbrach Hermine ihn lebhaft. „Leonie war bei meiner Audienz zugegen und Königliche Hoheit so gnädig, ja herzlich wie möglich zu ihr. Hernach, da sie mich in ihrem Wagen nach Hause brachte, sagte sie, daß die Fürstin ihr auf das liebenswürdigste entgegen gekommen sei. Es scheinen Zuträgereien und Mißverständnisse gewesen zu sein —"

„Die überall schlimm sind, aber bei Hofe gar nicht vorkommen sollten," sagte Christian Morder ruhig. „Da sind sie gradezu gefährlich, denn sie wer-

den ſelten wieder völlig ausgeglichen und auch durch die größte Gnade oft nicht wieder gut gemacht.“

„Großpapa — hier gewiß! Der Fürſtin widerſteht niemand, am wenigſten Leonie. Sie war ganz bezaubert.“

„Es ſoll mir lieb ſein, wenn du recht haſt,“ meinte er mit einer gewiſſen Trockenheit. „Grade unſere Herrſchaft hätte auch allen Grund, mit ihrer Umgebung auf gutem — ich will ſagen: offenem Fuß zu ſtehen. Beſonders Mißverſtändniſſe und —“

„Ach Großpapa —“ und in dem ihn anlächelnden Auge regte ſich eine leiſe Schelmerei, — „Menſchen ſind die Hoheiten doch auch, und bei denen finden ſich leider immer einmal ſolche betrübte Dinge. Sind ſie doch ſelbſt im Hauſe der alten lieben Großeltern nicht ausgeblieben!“

Sie war bei dieſen letzten Worten aufgeſprungen und hatte ſich auf den Schooß der alten Dame geſetzt, die dem Verlaufe des Geſprächs bisher ſchweigend, aber mit augenſcheinlich großer Theilnahme gefolgt war. Sie duldete es lächelnd, daß das Mädchen jetzt liebevoll die Arme um ſie ſchlang und ſie zärtlich küßte, dann aber ſchlug ſie leiſe auf die noch ein wenig bleiche Wange Herminens und meinte

launig: „ſo ſo, du böſes Kind, alſo Zuträgereien und Mißverſtändiſſe wären es geweſen und wir die Sünder? Ei ei, da prätendirſt du am Ende eine gleiche Revanche von mir, wie die Hoheit ſie deiner Couſine gegeben?“

„O Großmama, ſpotte nicht! Ich weiß wohl, daß ich recht thöricht geweſen, empfindlich und — thöricht! Und wenn du mir unrecht gethan hätteſt — von dir macht's der erſte Blick, das erſte Wort wieder gut! Du kannſt gar nicht ſtreng oder gar hart ſein?“

„Sieh da, Alter,“ ſprach die Matrone munter, „da kriegſt du was zu hören! Merk's dir für die Stunden, wo du behaupteſt, man müſſe mir dann aus dem Wege gehen!“

„Gnade!“ rief der Alte gleichfalls heiter, „zwei Damen über einen alten Menſchen wie ich — ich gebe ſchon nach! Du biſt das ſchönſte Muſter einer tadelloſen Frau, meine Alte — gelt, das genügt? Soll mich nur wundern, was ich hier unſerer Hofdame werde bewilligen müſſen!“

„Gerechtigkeit, Großpapa! Und da du doch einmal das Beiſpiel des Hofes und Leoniens hervorgeholt haſt —“

„Ich, Schlaukopf? Ich dächte, du holteſt es!“

„Gleichviel, Großpapa, wir wollen uns nicht ſtreiten! Alſo da mein' ich nur — du kämeſt dann gegen Seine Hoheit den Herzog gar nicht gut fort! Denn der war, wie die Herren es eigentlich immer ſein ſollten bei dem Vorrang, den ſie vor uns behaupten wollen, hier wirklich der Erſte, der das Kleinliche eben für kleinlich erklärte und ſich gegen Leonie zuerſt beſonders gnädig und freundlich erwies.“

Der Commerzienrath ſchaute das Mädchen wirklich ein wenig überraſcht an. „Das freut mich, wenn es wahr iſt, für den Herrn wie für die Gräfin,“ ſagte er lebhaft, „für den Herrn, daß derſelbe alſo doch auch Augen und Theilnahme für das Kleine und Menſchliche hat, und zwar eine ſo freundliche, einſichtige und thätige; und für die Gräfin und ihre Sache, daß ſie dieſe Theilnahme hervorzurufen vermochte. Was Sereniſſimus mit ſeiner Strenge für recht hält, — vollends in ſolcher Richtung — das muß freilich ſehr unſchuldig und auch ganz recht ſein. Wenn's nur wahr iſt!“

„Das iſt es beſtimmt, Großpapa,“ verſetzte Hermine.

„Roſalie erzählte mir, daß es auf der Soiree

am Montag ordentlich Aufſehen gemacht, wie Sereniſſimus ſich mit Leonie auf das lebhafteſte und gnädigſte, ja beinah ſcherzhaft unterhalten habe. Er hat ihr freilich ja auch gleich beim erſten Erſcheinen ein Compliment geſagt, wie es noch keine andere Dame von ihm vernommen."

„Ja ja, ſie iſt eine bezaubernde Dame, ſcheint's, und eine glückliche obendrein," ſprach er, indem er aufſtand und die große goldene Uhr hervorzog, deren dicke Kette nach alter Weiſe noch unter der Weſte hervor über das Beinkleid fiel. „Da man aber über die Glücklichen nicht redet und meine Zeit um iſt, ſo kommen wir noch einmal auf dich zurück. Komm, Kleine, gib mir einmal die Hand und ſchaue mir recht treu in's Auge," redete er weiter, Herminen zu ſich ziehend. „Du ſollſt alſo Hoffräulein werden und willſt es gern ſein. Ich verſtehe nicht viel von dergleichen, doch kann ich ungefähr ausrechnen, daß dein Gehalt nur ein kleines ſein wird — wir wollen einmal ſagen: ſo ungefähr dreihundert Thaler, — während du für etwa tauſend Thaler unabweisliche Bedürfniſſe haben wirſt. Willſt du nun verſprechen, das Fehlende von den alten Großeltern anzunehmen, ſo will dein Vormund nicht länger nein ſagen. Ein

Fräulein von Stillberg und das Adoptivenkelkind des alten Mörder darf ſich vor allem nicht lumpen laſſen. Nun, Kleine?"

„Aber Großpapa!" hauchte ſie. Die Thränen drangen unter den langen Wimpern hervor und rieſelten leiſe über die glühenden Wangen.

„Alſo in Ordnung. Das Uebrige kannſt du der Alten da vorlamentiren. Adieu bis nachher." Und er verließ in ſeinem gewohnten ruhigen und feſten Schritt das Gemach. —

Der Tod des alten Rittmeiſters, wie er — es waren freilich nur wenig Wochen ſeit ſeinem Avancement verfloſſen — beharrlich genannt wurde, hatte einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht. Er wohnte nicht viel weniger als dreißig Jahre ununterbrochen in der kleinen Stadt, wo er überdies doch auch manchem noch von ſeiner früheren wirklichen Dienſtzeit her bekannt geblieben war, und ſeine Perſönlichkeit war im Verein mit ſeinem ebenſo originellen wie tüchtigen Weſen und mit ſeiner Stellung zu dem alten Herzog, allmälig zu einer Art von Wahrzeichen der Reſidenz geworden. Hervorgehoben hatte er das freilich niemals und am wenigſten jemals auf ſolche Bekanntheit und Beliebtheit gepocht, und ſo wurden

ſogar ſeine Nächſten durch die Theilnahme überraſcht, die ſein Tod in allen Ständen und Klaſſen der Bevölkerung erregte und welche ſein Leichenbegängniß zu dem feierlichſten und großartigſten machte, das ſeit Menſchengedenken die Straßen der Stadt durchzogen hatte. Die alten Bürger waren faſt ohne Ausnahme dabei und der „Stockholmer" kannte keinen Groll mehr, ſondern meinte, das ſei immerhin Einer geweſen, zu dem man habe Vertrauen faſſen und einmal ſeinen Sorgen Luft machen können. Und zwiſchen den „kleinen Leuten" ging mehr als einer mit Thränen im Zuge und ſprach es aus: der Herr habe für jedermann ein offenes Wort gehabt — nicht ſanft freilich, aber ſtets das Rechte treffend, — und im Nothfall auch eine offene Hand, die keinen im Stich gelaſſen.

Unter ſeinen Standesgenoſſen und überhaupt in den höheren Kreiſen wußte man allerdings, wie uns bekannt wurde, nur ausnahmsweiſe von ihm und hatte, wo dies ſtattfand, wenig Beziehungen zu ihm behalten — die Starrheit und Grobheit, die Offenheit und Rückſichtsloſigkeit, alles mit einem Wort, was die unteren Stände ihm gewann, hatten hier abgeſchreckt, ohne daß der alte Herr ſich freilich darum

gegrämt. Doch hatte auch hier die nahe Verwandtschaft mit den Hellenbergs und ihre sichtbare Freundschaft für den Alten und die Seinen einen gewissen Respect erhalten, und dieser war neuerdings ganz unberechenbar gewachsen durch die unverhehlte Theilnahme der Hoheiten und die rasch einander folgenden Gnaden, die Stillberg gewissermaßen zum bevorzugtesten Mann des kleinen Staats gemacht hatten — man verstand nicht recht weßhalb, fühlte aber begreiflicherweise grade hiedurch die Bedeutung des Mannes und den ihm gebührenden Respect noch um vieles gesteigert. Und man mußte nun zugestehen, daß die Theilnahme der hohen Herrschaften keine bloße Laune gewesen, die mit dem Leben des Bevorzugten verschwunden wäre; der Todte wurde von ihnen in jeder schicklichen Weise geehrt; der Herzog sprach zu Eugen ein paar wirklich freundliche Worte der redlichsten Theilnahme; die Herzogin schickte ihre Hofdame zu Herminen, um derselben ihr Beileid auszusprechen und die gnädigsten Gesinnungen auszudrücken.

Was bedeutete dies alles? fragte man sich in manchen Kreisen ganz erstaunt und in anderen ganz entzückt — es gehört so unendlich wenig dazu, die Menschen an- und aufzuregen! Und es stand un-

zweifelhaft feſt, daß, hätte man am Hofe nach Popularität geſtrebt, die dem lebenden und todten Rittmeiſter erwieſenen Ehren einen überaus klugen und zugleich erfolgreichen Zug abgegeben haben würden. Man hätte plötzlich auf mehr als einer Stelle eine bei weitem freundlichere Stimmung und um vieles nachſichtigere Urtheile beobachten können. Für wie lange freilich, wäre eine andere Frage geweſen.

Am Hofe und in allen zu ihm ſich rechnenden Kreiſen wäre indeſſen die „Stillberg'ſche Sache" vermuthlich als ein zwar nicht ganz verſtändliches, immerhin jedoch ziemlich gleichgültiges Intermezzo noch ſchneller vergeſſen worden als überall anderwärts, denn es drängte ſich grade in den nächſten Tagen gar zu viel zuſammen, was dieſe Leute in ernſtlicher Spannung erhielt. Der Herzog hatte ſich niemals finſterer, zerſtreuter, asketiſcher und unduldſamer gezeigt als eben jetzt — wenn er ſich überhaupt dem Hofe zeigte, wich man erſchrocken ſo weit wie möglich zurück und ließ ihn wie eine düſtere Donnerwolke ſeinen Weg in möglichſter Ferne und Einſamkeit zurücklegen. Die Herzogin hatte niemals ſo unumwunden gezeigt, daß ihre Hand es war, welche die Zügel hielt, und daß ſie dieſelben auch feſt und ſtraff

wie ein Mann zu führen verstand — ja zu fest, zu straff! Sie ließ dem Gemahl wirklich nichts Anderes mehr als die Departements der Militair- und Kirchensachen, ja griff oft genug auch in diese noch hinein — war Sereniſſimus denn wirklich mit ſolcher Beſchränkung und dem Reſt ſeiner Beſchäftigungen zufrieden? — Sie war augenſcheinlich in der ungnädigſten, ja faſt immer in gereizter Laune und offenbarte eine Strenge und Unduldſamkeit, welche mit manchem bisher hervorgetretenen Zuge auffällig contraſtirte und für mehr als einen in ihrer näheren oder ferneren Umgebung täglich peinlicher, ja zuweilen verhängnißvoll wurde. Es wurde mehr als eine Ungnade auf das ſchonungsloſeſte ausgeſprochen und bewieſen, und der Graf von Maubriant, der als franzöſiſcher Geſandter auch am Löwenberger Hof beglaubigt war und ſeit der Huldigung noch in der Reſidenz verweilte, hatte im Verein mit ſeiner Gemahlin Worte zu vernehmen gehabt, welche für einen größeren Hof vielleicht unangenehme Folgen gefunden haben dürften. Hier bewirkten ſie nur eine unverhehlte Spannung und die Vorbereitungen zur Abreiſe; bisher hatte der Geſandte ſeinen Aufenthalt bis in den Frühling auszudehnen gedacht.

Vor allem aber überraſchte das geſtörte Verhältniß zwiſchen der Fürſtin und der Gräfin Hellenberg, und der bekannt gewordene Grund dieſer Entfremdung und der jähe Wechſel von der höchſten Intimität zur unverhehlten Kälte und Unfreundlichkeit erſchreckte ſogar die treueſten Anbeter der Hoheit — wer war da noch ſeiner Stellung ſicher? Und das übelſte war, daß man im Geheimen ganz auf Seiten der Gräfin ſtand, nicht nur, weil man den Grund der Ungnade einen kleinlichen, ja für alle Welt gefährlichen heißen mochte, ſondern auch weil ſie perſönlich in dieſer Angelegenheit nicht einen Augenblick den Takt verleugnete, den man an ihr ſtets bewundert hatte, noch ihrer Würde etwas vergab — ſie zog ſich weder verletzt zurück, noch drängte ſie ſich unklug auf, ſie trauerte nicht, noch zeigte ſie ſich gleichgültig, ſondern erſchien zufrieden mit dem, was ihr geblieben, und völlig ruhig in ihrer unantaſtbaren Stellung als diejenige Dame des Landes, welche im Range unmittelbar auf die fürſtliche Familie folgte. Und es ließ ſich denken, daß ſie grade durch ein ſolches Auftreten ſelbſt der Fürſtin die Alternative aufzwang, entweder ein gewiſſes Maß zu beobachten oder ihrerſeits den entſchiedenen Bruch zu erklären.

Digitized by Google

Zu letzterem kam es aber nicht. Im Gegentheil fand ſich der Hof mit einemmal auf das lebhafteſte überraſcht durch einen völligen Umſchlag — der Herzog widmete der Gräfin in jener Soiree eine Aufmerkſamkeit und Artigkeit, welche man ihm niemals, am wenigſten aber neuerdings zugetraut hatte, und auch die Fürſtin trat, wenn auch zögernd und faſt wie verlegen, aus ihrer Zurückhaltung hervor, dann raſcher und raſcher zu einem Vertrauen zurückkehrend, das dem früheren bald wenig mehr nachſtand. Die Gräfin aber erfreute ihre Freunde auch jetzt wieder durch den nicht minder würdevollen als heiteren Takt, mit dem ſie die Rückkehr der Gunſt aufnahm, als ob ſie dieſelbe niemals verloren hätte.

Zugleich mit dieſem — wir dürfen wohl ſagen: Ereigniß wurde auch der Name Stillberg, der ſeit vierzehn Tagen faſt verklungen war, plötzlich wieder ein häufig und mit Ueberraſchung genannter. Eugen ſtand ſeit ſeiner Ernennung zum Kommandeur der „Leibgarde“ und bei der Liebhaberei des Herzogs für das Militär und zumal für dieſe neugebildete Truppe dem Herrn ſelbſt und dem ganzen Hofe freilich ſchon ziemlich nahe; man hatte ſich bereits daran gewöhnt, ihn häufig beim Herzog zu wiſſen und bei Tafel und

auch bei anderen Gelegenheiten ſeinen Platz einnehmen zu ſehen, — ruhig, beſcheiden und feſt, wie auch wir ſchon den jungen Mann kennen lernten. Nun aber redete ihn auf jener ſchon erwähnten merkwürdigen Soiree Sereniſſimus mit einem „nun, Herr Oberſtwachtmeiſter —“ an — der Herr liebte eine ſolche Weiſe der Ernennung und Beförderung, — und die Herzogin ſagte zu ihm hörbar genug: „ich habe ſeither alles Perſönliche zurückſchieben müſſen, mein lieber Major, und daher auch Ihrer liebenswürdigen Schweſter noch nicht das Wohlwollen zeigen können, das ich für ſie empfinde. Ihre jetzige vereinſamte Stellung rührt mich mehr, als ich es ſagen kann. Seine Hoheit haben mir erlaubt, meinen Wünſchen nachzugeben und ihr durch eine Stellung in meiner Nähe einigermaßen ihren Verluſt zu erſetzen. Bereiten Sie das liebe Kind darauf vor, Baron. Ich werde ſie nächſter Tage rufen laſſen, um alles mit ihr zu beſprechen. Sie ſoll eine Freundin, eine Mutter in mir finden. Sie verdient es.“

Man war wie geſagt, ſehr überraſcht, ja zum Theil ganz ſtarr vor Verwunderung, voll Zweifel oder Neid. „Dieſe langweilige Hermine — Hof-

dame? Wie wäre es möglich? Wie hielte ſie ſich in ſolcher Stellung mit ihren Alluren und plebejiſchen Bekanntſchaften?“ rief die hübſche Flora Werner, als ihre Schweſter Roſalie die Nachricht, ſelbſt nicht wenig aufgeregt, nach Hauſe brachte.

„Ja, mein Kind, ein Freifräulein von Stillberg, und die Verwandte der wieder in Gnade ſtehenden Hellenbergs — die Gräfin hat ſich ja ganz lächerlich mit ihr! — die macht an dieſem Hofe ihren Weg, ſei ſie, wie ſie wolle!“ verſetzte die würdige Mama, die Frau Oberſt von Werner, ſehr ſarkaſtiſch. „Sie hat einen alten Namen und du einen neuen — das iſt das Ganze! Tönendes Erz und klingende Schelle!“

In einem Hauſe der Stadt aber faßte man die Sache von Anfang an weder mit Verwunderung, noch mit Genugthuung oder gar Neid, ſondern nur mit tiefem, nachdenklichem, ſorgenvollem Ernſt auf, das war, wie die Leſer bereits wiſſen, beim Commercienrath Morder und ſeiner Frau, die dem Rittmeiſter und ſeinen Kindern am nächſten ſtanden — der Commerzienrath hatte das ihm von jeher beſtimmte Amt als Vormund Herminens jetzt anzutreten, — und durch den Tod des Freundes auf das tiefſte betrübt

worden waren. Und dennoch, wie denn jeder Schlag, der uns trifft, noch irgend etwas wo nicht Gutes, doch Begütigendes mit ſich führt, mußten die alten Leute erkennen, daß dieſer Tod einen anderen drohenden Verluſt abwandte, der ſie ſeither ſchon bald betrübt, bald ernſtlich verſtimmt hatte — Hermine hatte ſich in den letzten Monaten nicht nur äußerlich, ſondern nur gar zu bemerkbar auch innerlich, ihnen ferner und ferner geſtellt, und es hatte der vollen Wucht des Unglücks bedurft, um das Mädchen zur Beſinnung und Einſicht zu bringen, daß die alten Freunde in ihrer Einfachheit, Solidität und Treue ihr unberechenbar mehr zu bieten hatten und boten, als die glänzenden Verbindungen, die ſie von ihnen abgezogen und ſie ſchmeichleriſch geblendet hatten.

Das war, wie wir erfuhren, nun alles ausgeglichen; die Alten hatten die Zurückkehrende ohne allzuviel Worte den früheren Platz in ihrer Liebe wieder einnehmen laſſen, und Hermine verſtand es jetzt beſſer, den alten und neuen Freunden das zuzuwenden, was den einen und den anderen zukam. Aber die Seite in Herminens Character oder vielmehr in ihrer Natur, welche dieſe Entfremdung herbeigeführt hatte, wurde von den alten Gatten nicht

vergeſſen und machte ihnen, da die Abſichten der Herzogin ihnen mitgetheilt und mit ihnen beſprochen wurden, die ſchwerſte Sorge. Ausgeſprochen wurde dieſelbe gegen Hermine ſelbſt, wie wir hörten, freilich auch da nicht, als das Mädchen nun aus der heutigen Audienz bei der Fürſtin den wirklichen beſtimmten Wunſch derſelben mitzutheilen hatte, ſie als Hoffräulein ſchon demnächſt ihren Dienſt antreten zu ſehen. Nur gegen Eugen, der den Freunden immer treu geblieben war, hatte Frau Eliſabeth einmal eine Andeutung gewagt. Er hatte trübe lächelnd das Haupt geſchüttelt und gemeint: „wir wiſſen ja, daß dagegen nichts zu thun iſt, Großmama, und müſſen uns fügen ſo gut wir können. Ich hoffe aber, der Kleinen Augen werden klar bleiben, wenn wir ſie nicht im Stich laſſen.“

Die Alten hatten denn auch nachgegeben, wie wir hörten, und verkümmerten dem Mädchen ſeine ſichtbare Freude nicht durch Worte oder auch nur ſorgenvolle Mienen. Ja als am Abend Eugen kam, um die Schweſter abzuholen, und die Mittheilung hatte, daß der Herzog ihn heut nach der Tafel in ſeiner ſchon bekannten Weiſe zum Adjutanten ernannt und die Herzogin ihre Freude ausgeſprochen habe,

die Geſchwiſter nun beide in der Nähe zu behalten, da fügte der Commerzienrath ſeinem herzlichen Glückwunſch bloß ein lachendes „na na, nur Eile mit Weile! Allzu haſtig trügt!“ hinzu.

Beim Abſchied gab Erhard, der heut Abend daheim geblieben war, Herminen die Hand. „Leben Sie recht wohl,“ ſagte er.

Wie zu allen, hatte das Mädchen in dieſen ſchweren Wochen der Einkehr auch zu ihm wieder eine beſſere und mehr ihrer früheren ähnliche Stellung gewonnen — ſein unverſtellter Schmerz über den Tod des Vaters, ſein Ernſt, ſeine Theilnahme erleichterten es ihr freilich ſehr.

Sie hielt jetzt ſeine Hand feſt. „Sie ſagen das in einem ſo beſonderen Tone, Erhard —“ verſetzte ſie, ihr Auge feſt auf das ſeine richtend.

„Nun nun, Herminchen,“ erwiderte mit einem Aufleuchten ſeiner alten Schalkhaftigkeit, „doch wohl weniger beſonders als natürlich! Wir werden Sie fortan leider zu entbehren lernen müſſen — das iſt betrübt, aber es verſteht ſich von ſelbſt.“

Sie wandte ſich raſch von ihm ab, umfaßte und küßte den Commerzienrath und wiederholte dies noch zärtlicher bei Frau Ellſabeth. Und die Hände der

alten Gatten in die ihren zuſammenfaſſend, rief ſie mit feuchten Augen: „glaubt dem dort nicht! Von euch laß ich mich nicht trennen. Ich habe nichts Höheres und Schöneres als eure Liebe und mag nicht leben ohne ſie.“

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München